

DENKEN + GLAUBEN

Nr. 203 Winter 2022

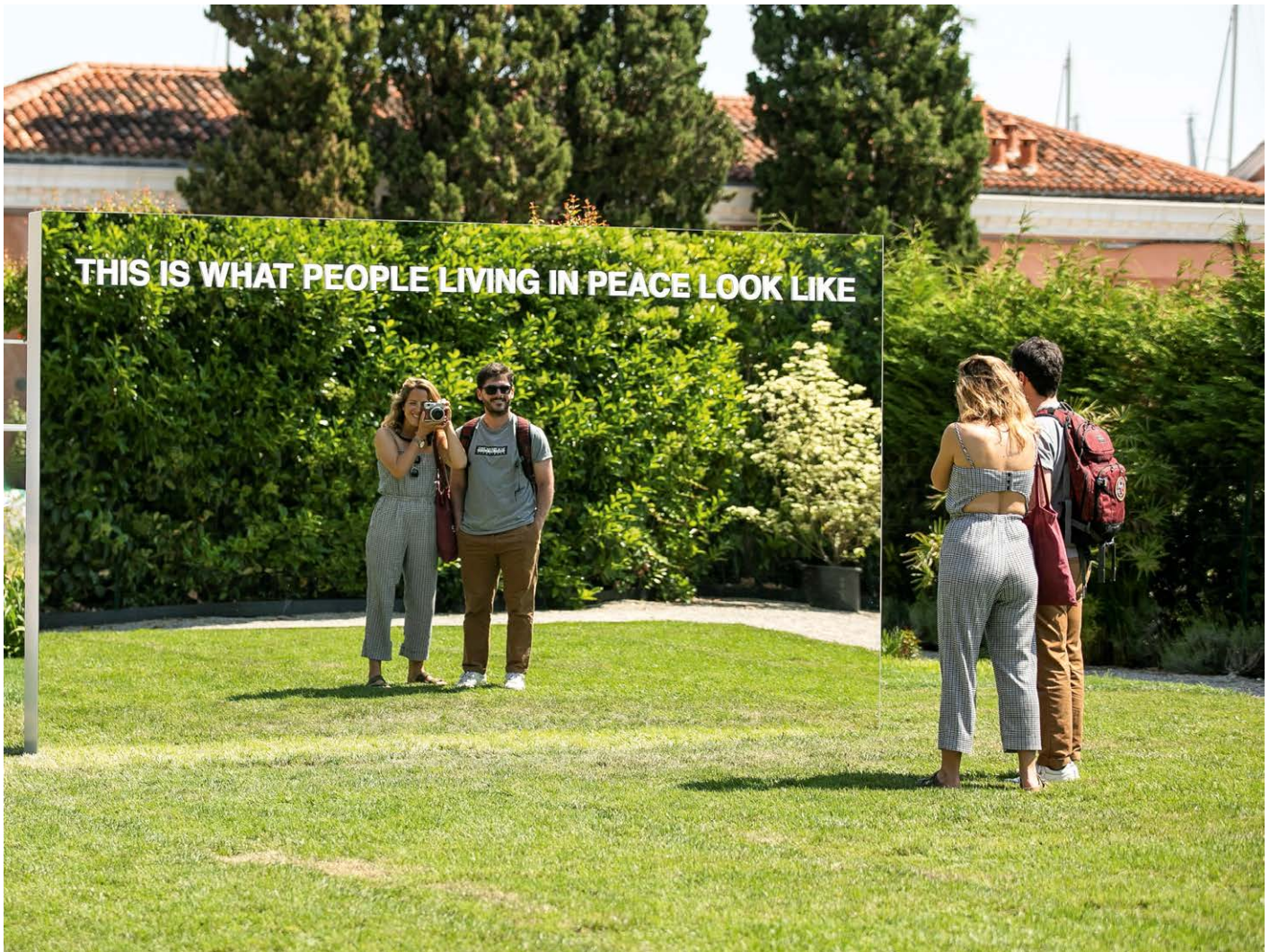
Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

www.khg-graz.at



FRIEDENSWERT





Renee van Bavel, The Mirror of Peace (Installation in der Abtei San Giorgio, Venedig), 2022.

Ein Projekt der Draiflessen Collection in Zusammenarbeit mit Abbazia di San Giorgio Maggiore – Benedicti Claustra Onlus anlässlich der 59. Kunstbiennale von Venedig. Foto: Marta Buso

MIRROR OF PEACE

Frieden ist nicht selbstverständlich. Das ist die Erfahrung, aus der heraus die Installation der Künstlerin Renee van Bavel im wunderbar friedvollen Klostersgarten der Abtei San Giorgio für die 59. Kunstbiennale von Venedig entstanden ist. Sie will in einem Moment der Selbstreflexion zum Nachdenken anregen und Menschen miteinander in Dialog bringen und sagt selbst zur Idee ihres Werkes:

„Durch meine Arbeit für verschiedene Gedenkstätten und Stiftungen in Deutschland und den Niederlanden habe ich viele Menschen getroffen, für die die Worte Krieg und Frieden eine sehr konkrete Bedeutung mit unmittelbarem Lebensbezug haben. Diese Begegnungen haben mir sehr bewusst gemacht, dass ich in Frieden lebe und dass dies nicht als selbstverständlich angesehen werden sollte. Dieser Prozess hat in mir den Drang geweckt, dieses Bewusstsein des Friedens mit der Öffentlichkeit zu teilen. Nicht indem ich es erkläre, sondern indem ich eine Form schaffe, die es den Menschen ermöglicht, es selbst zu erfahren. Das ist THE MIRROR OF PEACE.“

Editorial



„Vom Krieg kann man nur lernen, Frieden zu machen.“

Alexander Kluge

Es war an einem strahlenden Spätsommernmorgen vor ein paar Monaten auf der Insel San Giorgio in Venedig. Eigentlich war ich zur Preview der Ausstellung von Ai Weiwei in der benachbarten Palladio-Kirche gekommen. Aber weil noch Zeit blieb, spazierte ich in den Garten des Benediktinerklosters und stand unvermittelt vor einer Spiegelskulptur mit der Aufschrift: „THIS IS WHAT PEOPLE IN PEACE LOOK LIKE.“ Woran ich denn gerade denke, fragte mich eine junge Frau, die im Spiegel neben mir auftauchte. Ich konnte angesichts des Ausblicks in einem wunderbar blühenden, friedvollen Klostergarten nicht von der als Memento mori konzipierten, monumentalen wie fragilen Skulptur aus schwarzem Murano-Glas unter der Kuppel der Kirche nebenan und damit dem Krieg in der Ukraine abstrahieren; und so entspannt sich, nachdem sich die Frau als Künstlerin des Werkes vorgestellt hatte, ein Gespräch darüber, wie sehr der plötzlich so nahe gekommene Krieg auch unser Nachdenken über den in unserer Heimat so selbstverständlich gewordenen äußeren Frieden verändert hat. Wie soll sich Europa, das durch den Überfall auf einen souveränen Staat auch daran erinnert wird, als Wertegemeinschaft gegründet worden zu sein, zu einem Krieg verhalten, den man nur als Frontalangriff auf westliche Werte wie Demokratie, Freiheit und Selbstbestimmung verstehen kann. Das Recht auf Verteidigung steht außer Zweifel, aber nicht erst seit Immanuel Kant wissen wir, dass Friede nur als ein permanenter Annäherungsprozess existiert, als Wert für sich verabsolutiert auch Ideologien und Abstraktionen hervorbringt, die in der Praxis letztlich wieder unweigerlich zu Gewalt führen. „Frieden Denken“ ist der subkutane rote Faden dieses Heftes, das erstmals vom neuen Chefredakteur Mario Steinwender konzipiert wurde, und das hat auch mit der Auseinandersetzung mit teilweise konkurrierenden oder schwer in Übereinstimmung zu bringenden Werten zu tun. Bei dem auch ganz praktisch zu denkenden Versuch einer Annäherung an einen Begriff mit Ewigkeitswert geht es um mehr als die Aufschrift auf einem Grabstein.

Das auf den ersten Blick ein wenig rätselhaftes Bild am Cover dieser Ausgabe der Zeitschrift stammt aus einer Werkserie des Fotografen Christoph Grill, die im Rahmen eines Stipendiaufenthaltes in Israel für seine vom AAI initiierte Ausstellung in der QL-Galerie entstanden ist. Dort tauchen immer wieder Brachlandsituationen auf – teilweise eigenartig kurios wie am Coverbild mit einer Impression vom Ölberg in Jerusalem –, die es wohl gibt, weil im Land über viele Jahre immer wieder kämpferische Auseinandersetzungen stattfinden, Besitzverhältnisse umstritten sind und ein dauerhafter Frieden nicht möglich scheint; kein Weihnachtsidyll aus dem Geburtsland Jesu. Die Vorbereitungszeit auf das Friedensfest Weihnachten hat in diesem Jahr mit dem Krieg in Europa einen schmerzlichen Beigeschmack, das Nachdenken über Frieden auf vielerlei Ebenen und in unterschiedlichen Dimensionen erscheint umso dringlicher und ein Gebot der Stunde. Sie erfolgt in diesem Heft gemeinsam mit den künstlerischen Zugängen auf den Bildseiten aus theologischer, philosophischer, politikwissenschaftlicher, ethischer und auch ganz lebenspraktischer Perspektive.

Ich wünsche eine anregende Lektüre und ein friedvolles und gesegnetes Weihnachtsfest!

Alois Kölbl, Hochschulseelsorger

FRIEDENSWERT

Gegenseitigkeiten

Frieden durch Werte schaffen.

Von Maximilian Lakitsch (2)

Von Sonja Rinofner-Kreidl (3)

Friede ist nicht gleich Friede (4)

Von Leopold Neuhold

Friede durch Toleranz (8)

Von Heinrich Schmidinger

Der Krieg und die Emotion von Bildern (11)

Alois Kölbl im Gespräch mit der Künstlerin Elmira Shemsedinova

Frieden (14)

Erini Kalta

EU-Außenpolitik im Zeitalter der geopolitischen Rivalitäten (16)

Von Stephan Lehne

Absorbierte Kriegswunden im Frieden des Waldes (18)

Alois Kölbl im Gespräch mit der Künstlerin Anita Fuchs

Über Friedensstiftung (20)

Von Maria-Bernadette Prassl

Nicht Frieden, sondern das Schwert (Matthäus 10,34) (23)

Von Christoph Heil

Einwürfe (26)

Von Amin Reyhani

Regt euch ab! (27)

Von Harald Koberg

khg community (29)

Gegenseitigkeiten

Frieden durch Werte schaffen.

Frieden durch Werte wahren – eine sinnvolle Strategie?

Von Maximilian Lakitsch

Vor etwas mehr als dreißig Jahren, nach dem Ende des Kalten Krieges, schienen sich plötzlich all die Verheißungen der Aufklärung und der Moderne zu erfüllen: Eine von Menschen erwirkte Epoche des ewigen Friedens dämmerte am Horizont. Nach dem vermeintlichen Ende der Geschichte würde endlich eine „Ära möglich sein, in der die Nationen der Welt, Ost und West, Nord und Süd, gedeihen und in Harmonie leben können“, wie George Bush Sr. 1990 am Vorabend des 2. Golfkrieges verkündete; eine Ära, in der die Vereinten Nationen die „großen Ziele der Charta“ erreichen und Frieden und Sicherheit, Gerechtigkeit und Menschenrechte endlich weltweit durchsetzen können, wie die Agenda for Peace von 1992 erklärte. Ein mit der Aufklärung in Gang gekommener Prozess der schrittweisen Durchsetzung universaler menschlicher Werte wie Freiheit, Gleichheit oder Gerechtigkeit schien zu seinem Endpunkt gekommen zu sein und in eine Friedensära zu führen – die religiösen Bezüge sind schwer zu leugnen.

Drei Jahrzehnte später ist die Bilanz der Friedenspraxis der internationalen Gemeinschaft jedoch alles andere als makellos. Das immer noch dominierende Paradigma des liberalen Friedens basiert auf den Werten der Freiheit und Gleichheit und sucht dementsprechend institutionelle und auch gesellschaftliche Reformen zu ihrer Verwirklichung durchzusetzen. Auch wenn man immer mehr von diesem strikten Top-Down-Ansatz abkommt, so orientieren sich größere Friedensmissionen der Internationalen Staatengemeinschaft nach wie vor an liberalistischen universalen Werten, die auch völkerrechtlich und menschenrechtlich kodifiziert sind. Dementsprechend werden die Missionen auch vorab von zentraler Stelle geplant, etwa in der *UN Peacebuilding Commission* oder im *UN Department of Peacekeeping Operations* in New York. Friedensunternehmungen sind also geleitet von Ideen, die dem Alltag von (Nach-)Kriegsgebieten vorgeordnet sind. Dementsprechend führten die internationalen Bemühungen zur Schaffung einer parallelen Welt von Institutionen, Akteuren und Prinzipien, die neben dem Alltag der meisten Menschen existierte und nur wenig damit gemein hatte. Man spricht in diesem Zusammenhang auch von der Schaffung eines „virtuellen Staates“ oder, etwas zynischer, von einem Peace Land: sieht gut aus, ist aber nicht echt. Die durchaus mit enormem finanziellem und personellem Aufwand geschaffenen Strukturen konnten also kaum für den Lebensalltag des Großteils der Menschen vor Ort relevant werden.

Aufgrund der Offensichtlichkeit der Fehlschläge und der darunter sich verbergenden Probleme ging man im Laufe der 2000er-Jahre immer mehr in Richtung einer Involvierung lokaler Akteure und gemäß dem Prinzip des *local ownership*. Dadurch wurde die Anbindung an das Lokale zum Wert erhoben, der Friedensbemühungen anleiten sollte. Doch auch diese Neuausrichtung hat in der Praxis wenig verändert. Die Involvierung lokaler Akteure führt oftmals zur oberflächlichen Zusammenarbeit mit der urbanen Elite, die zumeist wenig Ahnung von den Problemen und Nöten derjenigen Menschen hat, die auch die tatsächlichen Akteure und die Betroffenen in den jeweiligen (bewaffneten) Konflikten sind.

Das soll nun aber nicht heißen, dass Werte wie Gerechtigkeit, Freiheit, Gleichheit oder lokale Anbindung keine Relevanz hätten. Doch hat sich gezeigt, dass ein Festhalten an diesen Werten zu Ideen-geleiteten Unternehmungen führt, die es nicht schaffen, für die Menschen vor Ort Bedeutung zu erlangen. So haben auch die Vereinten Nationen seit 2016 einen Paradigmenwechsel hin zu einem mehr kontext-geleiteten und kontext-basierten Begriff von Frieden geführt. Noch etwas weiter gedacht bedeutet das, dass die Fragen, was Frieden ist und wie dieser erreicht werden soll, von den jeweiligen Dynamiken vor Ort abhängen muss, egal, wie sehr diese mit Vorstellungen von Legitimität auf UN-Ebene kollidieren. Oftmals ist der Frieden, der an einem (Nach-)Kriegsschauplatz möglich ist, weitaus weniger als die Friedensideale, die in Studierstuben in Mittel- und Westeuropa bzw. in New York erdacht werden. Dennoch ist ein solcher lokaler Frieden in jedem Fall realistischer und vermag mehr Hoffnungen zu geben als zynisch anmutende, weil unrealistische Ideale von Gleichheit und Gerechtigkeit in Situationen massiver und ungefährdeter Machtasymmetrie.



Maximilian Lakitsch ist Senior Scientist am Fachbereich Global Governance am Institut für Rechtswissenschaftliche Grundlagen der Universität Graz. Seine Forschung beschäftigt sich mit Fragen der Macht und posthumaner Politik in den Internationalen Beziehungen sowie in der Friedens- und Konfliktforschung.

Foto: Tzivanopoulos

Gegenseitigkeiten

Frieden durch Werte schaffen.
Frieden durch Werte wahren – eine sinnvolle Strategie?
Von Sonja Rinofner-Kreidl

Wir sind versucht, diese Frage im direkten Rekurs auf Werte wie Mut, Solidarität und Freiheit zu beantworten. Dies führt in kulturell heterogenen Sozietäten und Milieus jedoch zu Interpretationskonflikten. Denn wie konkrete Werte zu verstehen sind, ist kontextabhängig, etwa im Hinblick auf die Relationen und Hierarchien eines zugehörigen Wertsystems und den jeweiligen Kulturzusammenhang. Deshalb will ich nicht über konkrete Werte sprechen, vielmehr skizzieren, inwiefern die Antwort auf die obige Frage davon abhängt, wie Werte überhaupt ins Spiel kommen. Meist ist es ja der Inhalt – das „Was“ – worüber Streit entsteht. Friedenschancen liegen dagegen im „Wie“: in der Art des Umgehens mit etwas und in der Verständigung darüber. Im Wettstreit der Werte wird oft übersehen, dass das an sich löbliche Vorhaben, Frieden durch Werte bzw. Frieden als Wert sichern zu wollen, in Gefahr ist, sich selbst aufzuheben, wenn das „Was“ der Werte dominant wird und die Frage nach dem „Wie“ verdrängt.

Da das Verständnis für Werte und ihre Motivationskraft nicht bloß kognitiv vermittelt werden kann, bleibt die öffentliche „Beschwörung“ von Werten oft eine leere Geste. Und sie gerät leicht zur Instrumentalisierung und Moralisierung, sofern suggeriert wird, dass ein präferierter Wert umgesetzt werden müsse – koste es, was es wolle. Moralismus hängt an der in Anspruch genommenen Interpretationshoheit, zu wissen, was wertgemäß sei. Der fragliche Wert wird instrumentalisiert, um für sich eine autoritäre Position zu sichern. Von den anderen wird dies als eine *Tyrannie der Werte* wahrgenommen.

Zwei Einsichten werden durch Obiges nahegelegt. (1) Sich auf Werte zu beziehen, schließt missbräuchliche Verwendungen nicht aus. Je nach konkretem Wert kann die Art der Bezugnahme in mehr oder weniger eklatantem Gegensatz zum intendierten Wertgehalt stehen. Offenkundig ist dies etwa, wenn der Wert der Demut mit moralistischem Gestus vertreten wird. (2) Werte direkt als abstrakte Bedeutungsgehalte zu adressieren, anstatt sie im Tun und Erleben zu realisieren, kippt leicht in unauthentisches Gehabe, umso mehr als in öffentlichen Debatten um soziale Sichtbarkeit und Durchsetzungskraft gerungen wird. Im Licht von (1) und (2) ist die Idee, Frieden durch Bezug auf Werte zu erlangen, fragwürdig – nämlich dann, wenn der Wertbezug entfremdet sowie entfremdend, instrumentalisiert und moralistisch ist. Anderen derart mit dem „Wappenschild“ der eigenen Werte entgegenzutreten, ist Kriegsführung mit anderen Mitteln.

Gibt es eine Weise mit Werten umzugehen, die die obigen Tendenzen hintanhält? Der direkte Bezug auf Werte als abstrakte Qualitäten erfordert ein Innehalten im Tun und findet sich in Wertekatalogen und *mission statements*. Dem geht der praktische Umgang mit Gütern voran. Wie gehaltvoll und authentisch Wertekataloge sind, hängt daran, wie reichhaltig unsere Wertnehmungspraxis ist: in welcher Reichweite, in welcher Differenziertheit, in welchen qualitativen Abstufungen wir imstande sind, Werthafes zu erfahren. Solange wir uns in der Welt der Güter bewegen, hält sich das Risiko missbräuchlicher Bezugnahmen auf exponierte, „repräsentative“ Werte in Grenzen. Denn die alltägliche Werterfahrung in umliegenden Güterwelten erfolgt „nebenbei“ und hält sich im Konkreten: Diese und jene Dinge, Personen, Sachverhalte, Beziehungen zeigen sich uns *in dieser und jener Hinsicht* als wertvoll. Indem wir mit dem Werten Umgang haben, erwerben wir implizit Wertvorstellungen und Wertbegriffe, obwohl wir uns nur ausnahmsweise mit diesen befassen. Meist gehen wir „selbstvergessen“ darin auf, im Umgang mit Gütern diese selbst wie auch die zugrunde liegenden Werte Schritt für Schritt und immer unvollständig zu entdecken, zu explorieren. Darin erfahren wir uns selbst als Lernende, als fallibel und unfertig, als nach dem Guten, Schönen und Wahren strebend. Diese Selbsterfahrung – sich nicht über die Dinge und die anderen zu stellen, sondern offen und annehmend zu sein im Bewusstsein der eigenen „Unfertigkeit“ und Unvollkommenheit – ist ein „Wie“ im Umgang mit Werten, welches jenseits aller *Politik der Werte* friedenssichernd wirkt. Denn Frieden beginnt im Kleinen, im eigenen, intimen Umgang mit der Welt und den anderen. Zumindest scheint klar: Wer hier nicht friedvoll agieren kann, kann auch im Großen nicht Frieden halten und wertschätzen.

Sonja Rinofner-Kreidl
ist Professorin für Philosophie an der
Universität Graz. Ihre Forschungsschwer-
punkte sind Phänomenologie und Ethik.
Sie leitet den Arbeitsbereich *Klassische
Phänomenologie* am Institut für Philo-
sophie. Seit März 2021 ist sie als Vize-
dekanin der Geisteswissenschaftlichen
Fakultät der Universität Graz tätig.



Foto: Furgler

Friede ist nicht gleich Friede

Von der Vielschichtigkeit eines Begriffs
Von Leopold Neuhold

Einleitung

„Und sie heilen den Schaden meines Volkes obenhin, indem sie schreien: Frieden, Frieden! Aber es gibt keinen Frieden“ (Jer 6,14). Dieses Wort des Propheten Jeremias verweist auf den oft oberflächlichen Gebrauch des Wortes „Frieden“, mit der die Tatsache verdeckt werden soll, dass es einen solchen nicht gibt, auch indem man sich einem tiefgehenden Nachdenken über Frieden in der realen Situation entzieht. Das ist in folgender Geschichte anders, und doch zeigt sie die Vielschichtigkeit des Wortes „Frieden“ auf.

Ein Jude kommt zu einem Rabbiner und fragt: „Herr Rabbiner, Sie sind ein weiser Mann. Sagen Sie mir, wird es Krieg geben?“ Der Rabbiner antwortet: „Nein, einen Krieg wird es nicht geben, aber einen solchen Kampf um den Frieden, dass kein Stein auf dem anderen bleiben wird.“

„Friede“ ist also durchaus ein vielschichtiger Begriff, der zulässt, dass das, was die einen als Frieden sehen, die anderen als dem Frieden Entgegenstehendes auffassen. Dabei scheint sich heute durchwegs eine Änderung dergestalt feststellen zu lassen, dass teilweise nicht einmal mehr der Versuch unternommen wird, dem Frieden entgegenstehende Taten mit dem Wort „Frieden“ zu bemänteln. Vielmehr sinkt die Scheu, solche Entwicklungen auch mit „Krieg“ zu benennen. Krieg ist ja wieder auf die politische Ebene zurückgekehrt, auch wenn manchmal versucht wird, das Wort „Krieg“ etwa mit dem Begriff „spezielle Militäration“ oder sonst wie zu ersetzen. Krieg ist auf manchen Feldern wieder als „Fortführung der Politik mit anderen Mitteln“ im Sinne von Carl von Clausewitz ein politisches Instrument geworden, die Unabdingbarkeit des Friedens für ein humanes Leben aufgeweicht. Es zeigt sich somit nicht nur ein Missbrauch des Begriffes „Frieden“, sondern auch ein konkretes Abgehen von der Zentralität des Friedens in Bezug auf die Gestaltung der Politik. Trotzdem oder gerade deswegen ist es wichtig, den Wert des Friedens, der offensichtlich in seiner Unbedingtheit fallen gelassen worden ist, näher zu betrachten.

Der Begriff „Friede“

Friede ist, wie schon angedeutet, ein vielschichtiges Konstrukt. Diese Vielschichtigkeit kommt schon in der Herkunftsanalyse der Begriffe für Frieden in verschiedenen Sprachen zum Ausdruck. Ein paar Beispiele sollen das zeigen.

Das deutsche Wort „Frieden“ geht auf die indogermanische Wurzel „pri“ zurück. Diese Wurzel findet sich auch in „Freiheit“. Frieden steht somit in einer engen Beziehung zu Freiheit. „Friede“ in der Verwendung von „einfrieden“ bezeichnet aber auch ein geschütztes, umzäuntes Gebiet. Erst in der Schaffung eines geschützten Raumes, in welchem sich die in diesem Raum Lebenden entfalten können, ist es möglich, dass sich Freiheit etabliert.

Der lateinische Ausdruck „Pax“, das sich dann in die romanischen Sprachen und auch ins englische „Peace“ weiterzieht, verweist auf die politische Ebene des Friedensschlusses, auf das pactum, den Pakt oder Friedensvertrag. Im Moment des Vertrages als Beilegung von kriegerischem Handeln liegt eine gewichtige Spur des Friedens.

Solches findet sich auch im griechischen „eiréné“, das zunächst dem politischen Ideal, dass etwa Handel oder Politik einer vertraglichen Absicherung zugeführt werden sollen, entspringt. Etymologisch dürfte „eiréné“ auch einen Bezug zum Guten aufweisen, folglich auf einen Zustand verweisen, in dem durch vertraglichen Abschluss das Gute eine gewisse Sicherung erfahren kann. Das Wort, das ursprünglich auf den Friedenszustand ausgerichtet war, erweitert dann seine Bedeutung auf den Friedensvertrag hin. Dabei löst der Begriff „eiréné“ die Bezeichnungen für Waffenstillstand, der in den dauernden Kämpfen der griechischen Stadtstaaten auf den Normalfall des Krieges bezogen war, ab. Der „Normalfall“ Krieg soll übergeführt werden in den anzustrebenden Normalzustand des Friedens durch Friedensverträge. Diese müssen drei Kriterien genügen: Sie müssen alle Stadtstaaten umgreifen – also multilateral und nicht nur bilateral angelegt sein –, möglichst alle Stadtstaaten sollen autonom sein und bleiben, und der Vertrag soll auf Dauer hin angelegt werden. Damit wird der Wortgehalt von „Ruhe“ auch auf Vorbedingungen für eine über einen Waffenstillstand hinausgehende Ruhe erweitert.

Das in slawischen Sprachen für Frieden gebrauchte Wort „mir“ bezieht sich auf die Dorfgemeinschaft, in die das abgetretene Landeigentum der Großgrundbesitzer nach der Bauernbefreiung Eingang fand, also das geteilte Gut.

Im Hebräischen verweist das Wort für Frieden, „schalom“, auf Ganzheit, Heil und Harmonie, so wie auch das arabische „salam“.

Schon diese kurzen Hinweise auf die Bedeutung von Frieden in verschiedenen Sprachen zeigen, dass Frieden kein einfaches Wertekonstrukt ist, das als solches als ein Maßstab für sein-sollendes Handeln, wie man den Begriff „Wert“ umschreiben kann, dient, sondern dass darin verschiedene Werte angesprochen sind, durch deren Verwirklichung man dem Frieden näherkommen kann. Die Aufforderung „Machen wir Frieden!“ richtet sich damit auf verschiedene Aktionen, die gesetzt werden müssen, um einen Zustand zu schaffen, der mit dem Wort „Frieden“ benannt werden kann. Das zeigt sich auch in den Bemühungen der Definition von Frieden.

Schattierungen des Friedensbegriffs

Angesichts der Gräueltaten des Krieges, wie wir sie im Kontext des Ukraine-Krieges erleben, ist die Abwesenheit von Krieg und organisierter Gewaltanwendung ein wesentlicher Bestandteil von Frieden, sodass die Bezeichnung „negativer Friede“ irreführend ist und man lieber von „negativ definiertem“, also durch Abwesenheit gefassten, Frieden sprechen sollte. Aber die Abwesenheit von Krieg allein ist nicht schon ausreichend, um vom Frieden sprechen zu können, vor allem, wenn man sich nur mit der völkerrechtlichen Bestimmung von „erklärtem“ Krieg zufriedengibt. Friede muss vor allem auch positiv in Bezug auf die Verwirklichung von Partialwerten des Friedens gefasst werden. In der Tradition haben sich die Werte Gerechtigkeit oder Ruhe als solche positiven Inhalte von Frieden herauskristallisiert, weiters Freiheit, möglichst gewaltlose Konfliktregelung oder Realisierung von Entfaltungsmöglichkeiten für alle Menschen. Kurz und doch sehr ausgefaltet lassen sich die den Menschenrechten zugrunde liegenden Werte als für einen Zustand, der als Frieden bezeichnet werden kann, wesentlich benennen. Aber Friede ist nicht so sehr ein Zustand – ihn als solchen zu definieren, würde die Illusion nähren, dass Friede als ewiger, vollständiger und eindeutiger Frieden jemals erreicht ist. Vielmehr ist dieser als prozesshaftes Geschehen zu verstehen, das auch durch einen Friedensschluss nicht abgeschlossen ist, der den Krieg zwar beendet, aber den Frieden nicht schon in endgültiger Form schaffen kann.

Wir könnten also Frieden definieren als Prozess abnehmender Gewalt und zunehmender Verwirklichung der Menschenrechte. Dabei ist es herausfordernd zu sehen, dass Spannungen zwischen negativ und positiv definiertem Frieden auch Kriegsursachen sein können. Dies zeigt sich etwa dann, wenn zur Durchsetzung von Menschenrechten – so etwa des Existenzrechtes von Staaten und Menschen – in einem Land der Einsatz von Gewalt als ultima ratio, als letztes Mittel, unausweichlich ist. Und

auch in Bezug auf die in der positiven Definition von Frieden über Werte gelegenen Momente kann es zu Spannungen kommen, wenn wir nur an Gerechtigkeit denken. Gerechtigkeit als absolute zu schaffen, wird oft nicht ohne Gewaltanwendung durchzusetzen sein, die, wenn auch in Rechtskanäle gegossen, immer eine Tendenz zur Gerechtigkeitsverletzung aufweist. Deswegen ist es aber erforderlich, Menschenrechte etwa nicht als konkurrierend aufzufassen, sondern als gegenseitige Ergänzung. So widerspricht der Versuch, ein Menschenrecht gegen ein anderes oder ein Menschenrecht für eine Gruppe gegen eine andere durchzusetzen, dem Frieden. Ein Beispiel: Gerechtigkeit steht in einer gewissen Spannung zur Liebe. Gerechtigkeit stellt auf Verrechnungsmöglichkeit mit einem folgenden Ausgleich ab, Liebe setzt dagegen in erster Linie auf das über das Maß Hinausgehende an unbedingter Zuwendung. Es zu versuchen, Gerechtigkeit nun gänzlich in der Verrechenbarkeit durchzusetzen, kann zur Gewaltanwendung führen; Liebe in Reinform dagegen tendiert zu einem Gewährenlassen des anderen bis zur Zerstörung der eigenen Existenz. Deswegen bedarf es des Blickes sowohl auf Gerechtigkeit als auch auf Liebe in der Bereitschaft des Eingehens von Kompromissen, was dazu führt, dass Liebe die Sehbedingung der Gerechtigkeit wird und Gerechtigkeit sich als Mindestmaß der Liebe versteht. Es gilt also, in der Bereitschaft, Kompromisse einzugehen, nach einer Form der Werteverwirklichung zu suchen, die in der Bedachtnahme auf den einen Wert den anderen möglichst fördert. Die Partialwerte von Frieden dürfen demnach nicht in Ausschließlichkeit, sondern sollen in gegenseitiger Bezogenheit verwirklicht werden. Wenn im Rundschreiben von Papst Johannes XXIII. „Pacem in terris“ Wahrheit, Gerechtigkeit, Liebe und Freiheit als Werte, auf denen Frieden aufbaut, angesprochen werden und auch die Menschenrechte eine entsprechende Würdigung finden, so sind wichtige Grundsteine gelegt, die zu einem lebhaften Muster vereinigt werden müssen. Frieden nur in einem Partialwert verwirklichen zu wollen, kann dem komplexen Friedensweg entgegenstehen und ihn nicht abkürzen.

Gewalt als Mittel?

Was aber, wenn dieser Ausgleich nicht nur zwischen Konfliktparteien, sondern auch in Bezug auf Spannungen in einem Wert oder zwischen Werten nicht mit gewaltlosen Mitteln des Kompromisses erreicht werden kann? Zuerst ist es erforderlich, kritisch die Frage zu stellen, ob wirklich schon alle gewaltlosen oder wenigstens vergleichbar gewaltloseren Mittel ausgeschöpft sind, um zu einer tragfähigen Basis zu kommen, die der Gewalt den Nährboden entzieht. Ist das zu bejahen, gilt es, die Frage nach einer in Rechtskanäle gegossenen Form der Gewaltanwendung auf möglichst niedrigem Niveau zu artikulieren, und kritisch

darauf zu achten, ob Auswege aus der Gewalt offengelassen werden. Dies soll auch dadurch erreicht werden, dass versucht wird, mit gewaltlosen Methoden zu erreichen, dass die Gesprächsbasis nicht zerstört wird.

Friedensschaffung auf verschiedenen Existenzebenen

In Bezug auf eine Spirale der Gewalt, die durch Gewalt nach oben getrieben wird, und in Abwehr einer Spirale der Gewalt, welche durch Gewaltlosigkeit, die auf Gewalttäter anziehend wirkt, in Gang gesetzt wird, ist es nötig, in einer umfassenden Strategie, unter Einbeziehung verschiedener Existenzebenen, Wege aus der Gewalt zu finden. Diese umfassende Strategie setzt nun auf der Ebene der Person, der Gesellschaft, des Staates und der internationalen Staatengemeinschaft an. Dabei sind die Ebenen in ihrer Bezogenheit aufeinander wie auch in ihrer Abständigkeit voneinander zu verstehen. Dies heißt, dass es keinen Automatismus des Übersprungs des Friedens von einer Ebene auf die andere gibt, ebenso aber auch nicht die Unauflösbarkeit von Konflikten über die Ebenen hinweg.

So bedeutet das Schaffen von friedensrelevanten Haltungen auf der Ebenen der Person den Aufbau von friedensrelevanten Werten wie Vertrauen, Kooperationsgemeinschaft oder gewaltloser Konfliktlösung oder Erziehung zum Frieden und ein Arbeiten an sich selbst, das dazu führt, dass aus einem unbezogenen Individuum eine beziehungsfähige Person wird.

Auf der Ebene der Gesellschaft ist es notwendig, gegen Ideologien, die das Richtige und Gute nur auf der eigenen Seite sehen – dies auch mit Gewalt zur Durchführung bringen wollen und so zur Gewalt aufrufen – vorzugehen und das Ganze menschlichen und gesellschaftlichen Lebens im Blick zu halten. Im Namen von Ideologien werden Taten, die sonst als Verbrechen erkannt werden, mit reinem Gewissen nicht nur gutgeheißen, sondern auch verübt.

Auf der staatlichen Ebene gilt es, beispielsweise um eine Rechtsordnung, die inklusiv ist, bemüht zu sein und wirtschaftliche Gestaltung zu versuchen, welche die Bedingungen des Überlebens und des guten Lebens für möglichst alle bereithält, auch im Blick auf Mitwirkungsmöglichkeiten aller Einzelnen.

In Bezug auf auf die inter- und transnationale Ebene geht es unter vielem anderen darum, das Völkerrecht mit der entsprechenden Ausrichtung auf wirksame transnationale Institutionen zu stärken – ein Aspekt, der besonders angesichts eines Verminderns der Durchsetzungsfähigkeiten des internationalen Rechts zu bedenken ist. Ein Bruch

des internationalen Rechts, auf das man sich geeinigt hat, scheint für manche der Völkerrechtsakteure heute nur ein Kavaliersdelikt, wenn nicht gar ein angemessenes Mittel zu sein. Krieg ist damit wieder politikfähig geworden.

Den Frieden vorbereiten, um Frieden zu schaffen

Wer hat die Gestaltung einer umfassenden Strategie für den Frieden in der Hand? Kein Individuum, kein einzelner Staat oder ein Staatenbündnis können das, sondern es müssen möglichst viele in einen Friedensprozess einbezogen werden, auch indem die öffentliche Meinung aktiviert wird. Es kann nicht der alte lateinische Leitsatz gelten: „Si vis pacem, para bellum – wenn du Frieden willst, bereite den Krieg vor“, sondern die Formel: „Si vis pacem, para pacem – wenn du Frieden willst, baue an einer wirksamen Friedensordnung“. Es ist also im Streben nach Verwirklichung von Menschenrechten erforderlich, der Gewalt den Nährboden zu entziehen und friedensrelevante Werte und Zustände zu fördern. Rüstung und militärische Gewaltanwendung können nur in einer solch umfassenden Friedensstrategie ihre berechnete Einbettung finden. Frieden hat man nicht, sondern Friede bleibt immer auf dem Weg, auf dem die Teilwerte des Friedens als Wegmarken und Teilziele gelten. Es genügt nicht, Frieden auf einen Schlag erreichen zu wollen und dann zu glauben, den Frieden zu haben, sondern Friede ist eine laufende, unabdingbare Aufgabe. Ich kann meist nicht sagen: „Ich mache jetzt Frieden!“, sondern muss mir die Frage stellen: „Mit welcher konkreten Handlung strebe ich welchen Teilwert und welches Teilziel des Friedens an?“

Meine Großmutter hat uns Buben immer wieder bei Streit und Unruhe aufgefordert: „Gebts an Fried!“; wohl wissend, dass den Streit ruhen zu lassen nicht schon Frieden bedeutet, sondern dass an Bedingungen gearbeitet werden muss, die die Ruhe möglichst als kreative auf Dauer garantieren sollen. Deswegen hat sie uns auch im gleichen Atemzug aufgefordert: „Gehts miteinander spielen!“

Leopold Neuhold ist Univ.-Prof. i.R. für Ethik und Gesellschaftslehre. Von 2001 bis 2019 leitete er das Institut für Ethik und Gesellschaftslehre an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Graz. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen die Katholische Soziallehre, der Wertewandel, Religionssoziologie, Jugendsoziologie, die moderne Gesellschaft sowie Friedensethik.



Foto: Neuhold



Künstlerische Spezialoperation

„Die aus dem Schock heraus entstandene Skulptur grenzt aus, okkupiert und besetzt drei Reihen der hölzernen Kirchenbänke. Dort kann keiner mehr sitzen. Das barocke eiserne Gitter liegt schwer auf den Bänken. Aus horizontaler Sichtweise erscheint die Skulptur wie die Kette eines Panzers. Alles wird überfahren,“ sagt der Künstler Manfred Erjautz über seine für die Fastenzeit dieses Jahres für die Grazer Kirche St. Andrä entstandene Gitterskulptur. Ursprünglich wollte er in Weiterentwicklung seiner vor einigen Jahren für den Kirchenraum gestalteten Fenster aus den historischen barocken Fenstergittern eine Skulptur schaffen, die frei im Raum stehen sollte. Nach dem Überfall Russlands auf die Ukraine hatte er spontan während der Aufbauarbeiten zur Ausstellung die Konzeption zum heftigen Gestus einer Okkupations-Intervention gegen den Zynismus eines als „militärische Spezialoperation“ bezeichneten kriegerischen Überfalles eines souveränen Staates geändert. Der Farbton menschlichen Inknarnats an der Längskante der Gitterskulptur erscheint wie ein mahndendes Memento: Menschen wird Leid zugefügt und es sind Menschen, die das Kriegsgeschehen zu verantworten haben.

Manfred Erjautz, Auslöschung/Obliteration, 2022. © Bildrecht Wien

Friede durch Toleranz

Überlegungen zu den Bedingungen der Möglichkeit des Friedens
Von Heinrich Schmidinger

Für uns heute, die wir in pluralistischen Gesellschaften leben, ja auf so etwas wie eine globalisierte Weltgemeinschaft zusteuern, scheint es eine Selbstverständlichkeit zu sein, dass der Friede innerhalb einer solchen Gesellschaft, der Friede auf der Welt, nur zustande kommt und gesichert wird, wenn umfassende Toleranz als die Bedingung seiner Möglichkeit herrscht. Wie sollte es auch anders gehen, wenn die irreduzible Pluralität der Kulturen sowie die ebenso wenig hinwegzudenkende Pluralität der Religionen gegeben bleibt? Selbst als Utopie ist Friede in diesem Kontext kaum vorstellbar, es sei denn auf der Basis, dass zwischen den Kulturen und Religionen das Prinzip gegenseitiger Duldung *und* Anerkennung, eben Toleranz, als unbedingte ethische Norm gilt.

Was sich für uns als Selbstverständlichkeit darstellt, erweist sich historisch gesehen als alles andere als dies. Kein Wunder, wird man sagen, kam doch die Forderung nach Toleranz als Prinzip gesellschaftlich-staatlichen Zusammenlebens erst spät auf, nicht vor der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, zu einer Zeit also, als schon mindestens eineinhalb Jahrtausende lang bekannt war, dass der Friede nicht nur das Ziel, sondern bereits die *conditio sine qua non* jeglicher staatlich organisierter Gemeinschaftsform sein müsse – und dies nicht bloß als das simple Gegenteil von Krieg, den man andauernd erlebte, sondern als die Voraussetzung für das Erzielen von Glück und die Entfaltung von Humanität bei den Mitgliedern einer Gemeinschaft. Offensichtlich ließ sich Friede auch ohne einen Gedanken an Toleranz begreifen und sogar leben – wo nicht als Gebot oder Geschenk Gottes, so doch wenigstens als Garantie für das gedeihliche Bestehen einer menschlichen Gemeinschaft.

Es schien nicht einmal notwendig, Frieden mit Gerechtigkeit in Verbindung zu bringen. Im Großen und Ganzen genügte es, den Frieden als den Zustand der aufrechterhaltenen Ordnung des Gemeinwesens zu betrachten, der prinzipiell anzustreben sei, um das Gegenteil, das Abgleiten ins Chaos, zu vermeiden und abzuwehren. Die Frage, ob diese Ordnung für Gerechtigkeit stehe bzw. ob diese Ordnung für Gruppen, die sich in sie nicht einordnen ließen, das Gegenteil von Frieden und damit Lebensgefährdung bedeutete, kam erst allmählich auf. Sie wurde erst

virulent, als besagte Ordnung als solche ihre Plausibilität einbüßte. In Europa trat dies nachhaltig im Zeitalter der konfessionellen Spaltungen während des 16. Jahrhunderts ein. Was sich davor als Anzeichen in diese Richtung ausmachen lässt, darf als eine Art Wetterleuchten der reformatorischen Ereignisse angesehen werden.

Es waren letztlich zwei Faktoren, die – längerfristig – ein Junktum von Frieden und Toleranz nahelegten. Zum *einen* kam Gott bzw. dessen Offenbarung als absoluter und vor allem eindeutiger Grund für die Ordnung der Welt und der staatlichen Gemeinschaft zunehmend abhanden. Je länger, umso mehr rückte er in eine uneinholbare Ferne, und es ließ sich immer weniger sagen, wie sein Wille zu interpretieren sei. Früher oder später blieb nichts anderes übrig, als die Theozentrik durch eine Anthropozentrik zu ersetzen. Zum *anderen* zwangen die Konfessionskriege, die halb Europa verwüsteten, zu der Einsicht, dass mit den Religionen kein Friede zu machen sei, dass es vielmehr einer religionsneutralen Instanz bedürfe, auf die sich jegliche Rechtsordnung zu beziehen habe – was wiederum nur der Mensch *als solcher*, der Mensch *unabhängig* von seinen religiösen und weltanschaulichen Überzeugungen, sein konnte. Damit stand auch erstmalig die Forderung nach Toleranz im Raume. Denn ein Friede innerhalb eines Gemeinwesens, aber ebenso über Staatsgrenzen hinweg, hatte erst dann eine Chance auf Realisierung, wenn sich die verschiedenen Religionsgemeinschaften dazu veranlasst sahen, sich gegenseitig als Menschen zu *respektieren* – nach dem Prinzip *homo homini homo*, nicht *homo homini lupus* – und sich im Hinblick darauf gegenseitig zu *tolerieren*.

Freilich: die Toleranz, zu der man sich am jeweiligen Ende eines fürchterlichen Religionskrieges „des lieben Friedens willen“ gezwungen sah, war noch lange nicht die Toleranz, von der wir heute sprechen. Wozu man sich beispielsweise Ende des 16. Jahrhunderts im Gefolge des Edikts von Nantes (1598) oder Mitte des 17. Jahrhunderts nach dem Westfälischen Frieden (1648) bemüßigt fühlte, reduzierte sich seitens der Konfessionen auf schiere Duldung. Noch lange keine Spur von gegenseitiger Wertschätzung, geschweige denn von einer freiwilligen Verständigung auf die gemeinsame Anerkennung der *apriorischen* Würde des Menschen als solchen. Dass aus einer so verstandenen

und gepflegten Toleranz noch kein Frieden als Bedingung der Möglichkeit eines von Gerechtigkeit bestimmten und zur Wohlfahrt aller seiner Mitglieder geeigneten Gemeinwesens erwuchs, zeigt sich schon daran, dass solche Toleranz sich jederzeit widerrufen ließ, ja in blanke Intoleranz umschlagen konnte – ganz abgesehen davon, dass bestimmte Gruppen der Gesellschaft von der Toleranz prinzipiell ausgeschlossen waren, allen voran die Juden.

So blieb es der europäischen Aufklärung vorbehalten, in unverhohlener Polemik gegen die christlichen Konfessionen klar zu machen, dass Toleranz sich nicht darin erschöpfen könne, ein Dulden um seiner selbst willen bzw. um eines scheinhaften Friedens willen zu sein. Nach ihrer Überzeugung ist Toleranz in einem positiven Sinne erst dann gegeben, wenn sie im Hinblick auf ein *Worum-willen* geübt wird, welches sich unter keinen Umständen suspendieren oder auch nur relativieren lässt, sondern eine ebenso schlichte wie unbedingte Anerkennung erfordert. Dieses *Worum-willen* kann jedoch nur in der Achtung vor der Würde *jedes* Menschen als Person liegen, sprich des Menschen als Inhaber ursprünglicher Rechte, deren nicht einmal er selbst als jeweiliges Individuum sich entäußern könne. Nicht von ungefähr entsteht der heute positiv gefärbte Begriff von Toleranz zum selben Zeitpunkt, in dem es einerseits in den USA (1776), andererseits in Frankreich (1791) zur Deklaration von Menschenrechten sowie – auf Basis derselben – zur erstmaligen Konzipierung von verfassungsrechtlich fundierten Staaten kommt.

Prinzipiell gilt daher: Toleranz stellt niemals einen Selbstzweck dar; geschähe sie um ihrer selbst willen, würde sie sich auf der Stelle aufheben, wäre absolute Indifferenz ohne Wertschätzung und ohne eigene Position bzw. Identität. Tolerieren heißt allemal: *etwas*, sei es ein Denken (eine Ansicht, eine Einstellung) oder sei es ein Tun (eine Haltung, ein Agieren) oder beides, zu akzeptieren bzw. zu dulden, obwohl es nicht den eigenen – letztlich weltanschaulichen – Überzeugungen entspricht. Dazu wiederum ist man nicht bereit, weil einem alles gleichermaßen gilt oder einen alles unberührt lässt, sondern weil es so etwas wie ein höheres Gut gibt, dessen Anerkennung oder Befolgung wichtiger erscheint als die wie immer geartete Auseinandersetzung mit einer nicht

geteilten Position. Im zwischenmenschlichen sowie im gesellschaftlichen Kontext ist dies in aller Regel das sogenannte *Gemeinwohl* – was immer darunter genau verstanden sein mag – oder eben der *Friede* einer Gemeinschaft nach innen und nach außen. Nun zeigt sich, dass beides – *Gemeinwohl* wie *Friede* – nur trägt, wenn der Einsatz sowohl für das eine als auch für das andere der Toleranz entspringt, die primär Ausdruck für die Achtung der unauslöschlichen Würde jedes Menschen und der daraus resultierenden unveräußerlichen Rechte ist. Friede lässt sich deshalb nicht mehr in Absehung von Gerechtigkeit konzipieren. Er ist ohne die Respektierung der Menschenrechte ein Widerspruch in sich.

Von da her gesehen lässt sich schließlich nicht nur die vieldiskutierte Frage, wo die Grenzen von Toleranz verlaufen, beantworten, sondern zugleich bestimmen, wie es um die Qualität eines Friedens bestellt ist, der in Anspruch genommen wird. Lediglich zu sagen, dass Toleranz jedenfalls Intoleranz, ihr Gegenteil, nicht tolerieren könne und dürfe, bleibt so lange eine inhaltslose Aussage, als ihr *Worum-willen* nicht berücksichtigt wird. Erst wenn feststeht, dass aus Toleranz grundsätzlich die Achtung vor der Würde jedes Menschen sowie der daraus resultierenden Rechte spricht, konkretisiert sich das Nicht-Tolerable als die Missachtung von konkreten Menschenrechten. Diese markieren die Grenzen, die zu verletzen sich nicht tolerieren lässt. Es ist dasselbe *Worum-willen*, das kennzeichnet, was im Einzelfall Friede heißt: Reduziert er sich auf das simple Aussetzen von Krieg und Gewalt oder bildet er zugleich Voraussetzung und Frucht einer menschlichen Gemeinschaft, die allen ihren Mitgliedern dadurch ein menschenwürdiges Leben garantiert, dass sie mit Blick auf die unveräußerlichen Rechte jedes Menschen Gerechtigkeit setzt? Mag aus theologischer Perspektive die Verwirklichung des Friedens im zweiten Sinne erst im künftigen Reich Gottes möglich sein, so gebietet sie sich doch jetzt bereits als ethische Norm. Toleranz ist der Weg ihr zu entsprechen.

Heinrich Schmidinger war von 1993 bis 2022 Professor für Christliche Philosophie an der Theologischen Fakultät der Universität Salzburg sowie von 2001 bis 2019 Rektor der Universität Salzburg. Zudem bekleidete er von 2011 bis 2015 das Amt des Vorsitzenden der Österreichischen Universitäten-Konferenz. Seit 2020 ist er Präsident von PRO SCIENTIA.



Foto: privat



Elmira Shemsedinova, Rain at Night, Öl auf Leinwand, 100x80cm. © Shemsedinova

Der Krieg und die Emotion von Bildern

Alois Kölbl im Gespräch mit der ukrainischen Künstlerin Elmira Shemsedinova

Elmira Shemsedinova ist nach Kriegsausbruch aus ihrer ukrainischen Heimat nach Österreich geflohen, wo sie für ein paar Monate mit einem über die QL-Galerie vergebenen Stipendium des Bundesministeriums für Kunst und Kultur für aus der Ukraine geflohene Künstler*innen arbeiten kann. Die 1989 in Kiew geborene Künstlerin hat dort die Kunstschule besucht und danach an der Akademie der Bildenden Künste Malerei studiert. Die Sommermonate verbrachte sie mit ihrer Familie sehr oft in einem Haus auf der Halbinsel Krim in der Nähe der Schwarzmeerküste. In einer neuen Werkserie verarbeitet sie fern der Heimat ihre Kriegserfahrungen mit ihren Erinnerungen an unbeschwerte und friedliche Zeiten auf der 2014 von Russland annektierten Krim.

In dieser Ausgabe unseres Magazins geht es um den Wert des Friedens. Anlass für diese Fragestellung ist der Krieg in deinem Heimatland. Einen Krieg, den man in Europa im 21. Jahrhundert für nicht mehr möglich gehalten hat. Wegen des Krieges musstest du deine Heimat verlassen und versuchst nun in einer Werkserie deine Erfahrungen künstlerisch zu verarbeiten ...

Der Krieg in der Ukraine hat ja schon vor acht Jahren begonnen, was in Europa eigentlich fast unbemerkt geblieben ist. Damals hat meine Familie durch die russische Annexion der Krim ihr Haus dort verloren, das mein Großvater mit seiner Familie gebaut hatte. Dort hatte ich mit meiner Familie immer die Sommermonate verbracht. Ich verbinde mit diesem Haus in der Nähe der Küste des Schwarzen Meeres wunderbare Erinnerungen. Mein Großvater und seine Vorfahren sind Krimtataren. Ich selbst bin in Kiew geboren und auch dort aufgewachsen. Wenn ich an die Krim denke, dann fallen mir nicht nur die wunderbaren Aufenthalte während der Sommermonate ein, in denen ich viel gemalt und gezeichnet habe, sondern auch die Geschichte meiner Vorfahren. Die Krimtataren wurden in der Sowjetzeit unter furchtbaren Bedingungen nach Zentralasien umgesiedelt. Viele konnten dann nach dem Zerfall der

Sowjetunion – so wie mein Großvater – in den neunziger Jahren in ihre ursprüngliche Heimat zurückkehren. Mein Großvater, der leider schon verstorben ist, baute dort mit seiner Familie ein Haus. Meine Onkel und Tanten, die noch dort leben, sprechen die Sprache der Krimtataren. Sie haben die russische Staatsbürgerschaft, am Referendum zum Anschluss an Russland haben sie allerdings nicht teilgenommen, weil sie sich nie als Russen empfunden haben. Meine Verwandten habe ich allerdings seit acht Jahren nicht mehr getroffen, weil die Einreise auf die Halbinsel Krim nicht mehr möglich war. Deswegen habe ich auch in Kiew eine Serie von Werken begonnen, die sich mit der Erinnerung an die wunderbare Zeit auf der Krim auseinandersetzt. Ich hatte in den Sommermonaten dort viele kleine Skizzen mit Wasserfarben gemalt, die sehr schnell draußen in der freien Natur entstanden sind. In Kiew habe ich dann große Ölbilder anhand dieser Skizzen gemacht. In diese Werke ist viel an persönlicher Emotion eingeflossen. Ich wollte meine Gefühle zum Ausdruck bringen und meine Erinnerungen und meine Trauer als Künstlerin verarbeiten. Ich wollte das nicht nur für mich behalten, sondern mit anderen Menschen teilen. So wurden die kleinen, schnell entstandenen Skizzen zum Vorbild für großformatige Ölbilder, die auf der

Grundlage der Skizzen und meiner persönlichen Erinnerungen entstanden sind. Für mich war es auch ganz spannend, das in ein neues Medium – von der Aquarellskizze in die Ölmalerei – zu transferieren.

Die Bilder, die in Kiew entstanden, sind farbig. Die Bilder der neuen Werkserie, die du hier in Österreich begonnen hast, sind fast monochrom. Was hat sich da für dich verändert?

Zwischen den farbigen Skizzen auf der Krim und den neuen Arbeiten liegen acht Jahre. Inzwischen sieht man am Horizont des Schwarzen Meeres die russischen Kriegsschiffe. Das geht mir einfach nicht aus dem Sinn, obwohl ich es nicht sehen kann und real auch nie gesehen habe. Aber von der Vorstellung der Menschen, die das nun ganz real vor Augen haben, kann ich einfach nicht abstrahieren. Auch sie kommen in diesen Bildern vor, obwohl man sie nicht sehen kann. Die Horizontlinie, die für mich einmal für unendliche Weite, Schönheit und Freiheit gestanden war, ist nun von Angst und Furcht besetzt, weil dort die russischen Kriegsschiffe mit den zerstörerischen Raketen zu sehen sind. In meiner neuen Werkserie geht es vor allem um die Transformation der Horizontlinie als einer Markierung von Sehnsucht und Freiheit in ein Bild von Angst und Furcht.



Weil in deiner Heimat Krieg ist, bist du nach Österreich geflohen. Was bedeutet Frieden für dich persönlich? Hat sich die Bedeutung dieses Begriffes seit deiner Flucht für dich verändert?

Für mich persönlich ist Frieden, wenn jeder Mensch die Freiheit hat, seine Gefühle zu leben und frei auszudrücken zu können. Frieden ist, wenn ein Mensch frei arbeiten und seinen Lebensunterhalt ehrlich verdienen kann. Frieden bedeutet sozial und physisch geschützt zu sein und in eine gesicherte Zukunft schauen zu können. Frieden bedeutet für mich, dass Menschen in Freiheit leben und ihr Leben in Freiheit gestalten können. Krieg ist für mich etwas wirklich Verrücktes. Es ist für mich unglaublich schmerzhaft und auch unverständlich, warum dieser sinnlose Krieg in meiner Heimat im 21. Jahrhundert nach all den Erfahrungen des 20. Jahrhunderts beginnen konnte und noch immer weitergeht. Wir alle, die Menschen der europäischen Gemeinschaft, sind nach dem Zweiten Weltkrieg mit dem Ruf „Nie wieder!“ aufgewachsen. Aber es ist wieder passiert, Russland hat diese Übereinkunft gebrochen! Die Stärkeren haben einfach die Schwächeren angegriffen!

In den Bildern deiner neuen Werkserie gibt es keine Menschen, die Meereslandschaften zeigen aber auch keine Sonne und keinen Mond am Himmel ...

Ja, mir geht es nur um das Licht der Sonne. Das Strahlen der Sonne verändert die Oberfläche des Wassers. Das fasziniert mich. Das Meer sieht bei unterschiedlichem Sonnenstand immer anders aus. Das hat natürlich mit meiner Auseinandersetzung mit Monet oder Cézanne zu tun, der den Mont Sainte-Victoire viele Male in unterschiedlichen Lichtsituationen gemalt hat. Und ich denke da auch an meine eigene Situation, die mir immer wieder anders erscheint, wenn ich darüber nachdenke. Für mich haben diese Bilder auch mit Mark Rothko zu tun. Seine Bilder sind mystisch, haben aber auch oft mit seiner depressiven Gestimmtheit zu tun. Ich finde mich sehr wieder in seinem künstlerischen Ansatz, wenn er sagt, dass ein Bild in Gemeinschaft lebt, das sich in den Augen des einfühlsamen Betrachters entfaltet und dadurch in ihm auflebt. Ihm ging es um Emotionen, die man mit Worten nicht ausdrücken kann. Das entspricht mir sehr. Bei mir geht es in dieser Bildserie ja auch in Richtung Abstraktion, auch wenn man die Meereslandschaft noch ganz klar erkennen kann. Vor allem aber geht es meine Emotion, die ich in diese Bilder lege.

Bist du in Kontakt mit deinen Verwandten auf der Krim? Was hörst du von dort?

Die Situation dort ist sehr schwierig. Die Aussöhnung der Krimtataren mit Russland ist nicht möglich, da die Tataren auf der Krim die russische Regierung nicht unterstützen. Sie können aber auch ihren Protest nicht wirklich zum Ausdruck bringen, weil die Bevölkerung sehr klein ist. Viele tatarische Aktivisten wurden bereits verhaftet, weil sie sich in den sozialen Netzwerken kritisch zur russischen

Annexion der Krim geäußert haben. Viele Aktivisten und Menschenrechtsverteidiger sind einfach verschwunden und man weiß nicht, wo sie hingebacht wurden. Das erzeugt natürlich einen immensen psychologischen Druck in der Bevölkerung. Krimtatarische Schulen werden geschlossen oder auf die russische Sprache umgestellt. Aber die Heimat zu verlassen ist für die Tataren auch keine Option, denn die meisten von ihnen konnten erst nach dem Zusammenbruch der UdSSR in den 1990er Jahren aus der Deportation in ihre Heimat zurückkehren und ihre Häuser wieder aufbauen.

Wie geht es dir hier in Österreich?

Ich bin sehr froh, hier in Österreich sein zu können. Ich fühle mich auch sehr gut aufgenommen. Vor allem aber fühlte ich mich nach meiner Ankunft in Österreich zum ersten Mal wieder sicher. Ich war ja in Kiew als die Stadt bombardiert wurde. Als ich im Mai in Graz ankam, war ich sehr erschöpft! Der Beginn des Krieges und die von Russland begangenen Kriegsverbrechen auf dem Gebiet der Ukraine sind mir sehr nahe gegangen. Immer in Sorge zu sein um meine Verwandten und Freunde, das belastet mich sehr. Ich musste hier zunächst Psychotherapie in Anspruch nehmen um das verarbeiten zu können. Aber dann eröffnete sich für mich auch die Möglichkeit, mich damit als Künstlerin zu beschäftigen und in dieser Form auch anderen mitzuteilen. Das hat mir auch den Blick nach vorne wieder eröffnet. Der Krieg in der Ukraine ist für mich vor allem eine Krise der Humanität und damit auch eine Anfrage an jegliches künstlerische Schaffen. Wie kann man künstlerische Kreativität in einem Krieg, von dem man selbst unmittelbar betroffen ist, fortsetzen? Die Vorstellung, als Künstlerin auch eine Botschafterin meines Landes und der Ungerechtigkeit, die dort passiert, sein zu können, hilft mir sehr.



Elmira Shemsedinova, Waves, Öl auf Leinwand, 70x50cm. © Shemsedinova

Frieden

Erini Kalta

Ruhe, Stille, dann Harmonie
Das Orchester spielt eine Symphonie
Am Herzen liegt es mir diesen Zustand zu wahren
Vor Unruhe will ich meinen Frieden bewahren

Ruhe, Stille, nun Harmonie
Meine Seele erfreut sich an der Symphonie
Und ich will weiterhin ...
Frieden leben, Frieden stiften, Frieden geben ...

Wenn ich Frieden habe, wer kann ihn mir nehmen?
Wird Friede nicht nur von oben gegeben?

Nach Frieden hat meine Seele Drang
Aber was ist für mein Seelenwohl von Belang?
Was macht den Frieden aus?
Wo fängt er an?

Sind es Werte wie Liebe, Hoffnung und Glaube?
Sind es offene Arme oder eine weiße Taube?
Ist Friede Geflüster oder ein liebevolles Wort?
Ist es das Gefühl von Verbundenheit an einem sicheren Ort?

Ist Friede Ergebnis von Ethik, Moral und Lebensart?
Wenn man ihn findet, wie wird er aufbewahrt?

Oft herrscht doch Unruhe, Lärm und Krieg
Für viele ist die Suche nach Frieden kein leichter Weg ...
Ist die Zugänglichkeit ein Privileg?

Ruhe, Stille und Harmonie
Das Orchester beendet die Symphonie
Beharrlich ist Friede, was mein Herz begehrt ...
Doch was ist mir mein Frieden wert?

Erini Kalta

studiert Psychologie im Master und ist angehende Psychologin. Sowohl als Sängerin wie auch mit Poetry Slams sammelte sie schon einiges an Bühnenerfahrung. Mit ihren Gedichten gewann sie 2021 den Poetry Slam *Digitales Festival der Vielfalt* in Aachen sowie den Historyslam 2022 in Graz und wurde für die Landesmeisterschaft Steiermark/Kärnten nominiert.



EU-Außenpolitik im Zeitalter der geopolitischen Rivalitäten

Eine kritische Hinführung
Von Stephan Lehne

Bei ihrem Amtsantritt 2019 sprach Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen von ihrer Absicht, eine „geopolitische Kommission“ zu führen. Josep Borrell, der neue Leiter der EU Außenpolitik, erklärte, die EU müsse nun endlich die „Sprache der Macht“ lernen.

In den ersten Jahrzehnten der europäischen Gemeinschaft wären solche Aussagen auf Unverständnis und Ablehnung gestoßen. Nach der damals vorherrschenden Doktrin stellte die europäische Integration geradezu das Gegenmodell zur Geopolitik dar. Statt durch Machtpolitik sollte der Frieden durch die gemeinsame Ausübung der Souveränität in gemeinsamen Institutionen gesichert werden. Auch in der Außenpolitik sah sich die EU lange Zeit als „sanfte Macht“, die durch Vorbildwirkung, durch Einsatz für Demokratie und Menschenrechte, durch die Verbreitung von Normen und Standards, durch Handel und Entwicklungszusammenarbeit das Entstehen einer wertebasierten liberalen Weltordnung fördern würde.

Zwischen Idealismus und Realität

Die größte Leistung der EU Außenpolitik in diesen Jahren bestand in der Ausdehnung des europäischen Friedens-, Rechts- und Wirtschaftsraums von sechs auf heute 27 Staaten. Wie der vor Kurzem beschlossene Kandidatenstatus für Ukraine und Moldawien zeigt, bleibt die Erweiterung auch heute ein wichtiges Projekt, das sich allerdings komplexer und langwieriger gestaltet als zu Beginn dieses Jahrhunderts.

Das idealistische Selbstbildnis der EU Außenpolitik hatte seit jeher einige Sprünge und dunkle Stellen. Die EU Handelspolitik war offenkundig mehr von Interessen als von Werten geprägt. Die Menschenrechtspolitik war laut, wenn es um Verfehlungen kleiner Staaten und leise, wenn es um Missstände in mächtigen Ländern ging. Und die Rolle der USA als Garant europäischer Sicherheit, die diesen Verzicht auf Geopolitik erst ermöglichte, blieb oft unterbelichtet.

Seit etwa 15 Jahren wird immer klarer, dass die Hoffnung auf einen baldigen Aufbau einer auf Demokratie und Rechtsstaatlichkeit basierenden liberalen Weltordnung eine Illusion war. Unter Putin schwenkte Russland auf einen revisionistischen Kurs, der auf territoriale

Expansion und Sicherung von Einflusszonen abzielt. In China brachte der wirtschaftliche Aufstieg keine ideologische Konvergenz mit dem Westen, sondern zunehmende Machtambitionen. In vielen Teilen der Welt kamen autoritäre Politiker an die Macht. Die Demokratie geriet weltweit in die Defensive, während sich die EU mit einer Krise nach der anderen herumschlagen musste. Dazu kommt die Veränderung der globalen Machtkonstellation. Europa umfasste nach dem Zweiten Weltkrieg etwa ein Fünftel der Weltbevölkerung, heute nur mehr sieben Prozent. Der Anteil der EU am Welt GDP dürfte von heute 15 auf 9 Prozent im Jahr 2050 zurückgehen.

Die Reaktion der EU auf die veränderten Bedingungen

All diese Entwicklungen veränderten das Selbstverständnis der EU als internationaler Akteur. Statt als Avantgarde einer zukünftigen Weltordnung sieht sie sich heute eher als gefährdete „postmoderne“ Insel in einem Meer der Machtpolitik. Die EU Außenpolitik musste sich entsprechend anpassen. Die „transformative Agenda“, also die Vorstellung, man könne – durch das eigene Vorbild, durch wirtschaftliche Hilfe und das Versprechen der partiellen Teilnahme an der Integration – benachbarte Regionen nach dem eigenen Bild verändern, wurde zurückgestuft. Stabilität und Resilienz stehen heute im Mittelpunkt.

Im Einklang mit dieser defensiven Ausrichtung hat auch die militärische Dimension an Bedeutung gewonnen. Obwohl durch die russische Aggression gegen die Ukraine die Bedeutung der NATO für die territoriale Verteidigung Europas unterstrichen wurde, will auch die EU die militärische Zusammenarbeit ihrer Mitglieder und den Aufbau von Kapazitäten fördern. Mit der „Verstärkten strukturierten Zusammenarbeit“, dem „Verteidigungsfonds“ und der „Friedensfazilität“ wurden eine Reihe von Projekten auf den Weg gebracht. Der im März verabschiedete „Strategischer Kompass“ stellt einen umfassenden Aktionsplan für die nächsten Jahre dar.

Dahinter steckt nicht zuletzt die Ungewissheit, wie weit sich Europa auch in Zukunft auf das amerikanische Engagement für die europäische Sicherheit verlassen kann. Die Präsidentschaft von Donald Trump war hier eine

nachdrückliche Warnung. Abgesehen von der polarisierten US Innenpolitik, die erhebliche Unwägbarkeiten in sich birgt, könnte auch die zunehmende Rivalität der USA mit China dazu führen, dass Europa mehr Verantwortung für die Sicherheit des Kontinents übernehmen muss.

Sanktionen sind das andere „hard-power“- Instrument, auf das die EU in der angespannten Weltlage immer mehr zurückgreift. 40 Länder stehen derzeit auf der EU-Sanktionsliste. Überwiegend geht es dabei um Einreiseverbote und das Einfrieren von Vermögen, aber auch um Handelsbeschränkungen und Finanzmaßnahmen. Umfassende Sanktionspakete wurden gegen Libyen, Iran, Syrien und zuletzt gegen Russland beschlossen. Die Bilanz der Wirksamkeit der Sanktionspolitik ist gemischt. Nur in wenigen Fällen hat sie zu deutlichen Verhaltensänderungen der betroffenen Länder geführt. Oft werden Sanktionen beschlossen, um Verurteilung zu signalisieren, ohne dass viel Hoffnung auf ein Einlenken der jeweiligen Regierung besteht.

Angesichts des von zahlreichen Kriegsverbrechen begleiteten Überfalls Russlands auf die Ukraine gab es zu den von der EU verhängten Sanktionspaketen keine realistische Alternative. Derzeit gelten die den Handel und den Technologietransfer betreffenden Maßnahmen als in hohem Maße wirksam, da sie die russische Industrie, einschließlich der Waffenproduktion, hart treffen. Dagegen blieben die Finanzsanktionen hinter den Erwartungen zurück, weil Russland weiterhin enorme Einnahmen aus den Energieexporten bezieht. Der zukünftige Erfolg des europäischen Widerstands gegen die russische Aggressionspolitik wird wesentlich davon abhängen, ob die EU Staaten in der Lage sind, mit der als Antwort auf die Sanktionen von Moskau verhängten Kürzung der Gaslieferungen fertig zu werden.

Kritische Bewertung

In der klassischen Außenpolitik, also bei diplomatischen Initiativen und Vermittlungsbemühungen weist die Union nach wie vor beträchtliche Schwächen auf. Die erforderliche Einstimmigkeit von Entscheidungen, die geringe Vertraulichkeit der internen Verhandlungen und die inhärente Schwerfälligkeit einer aus 27 Ländern bestehenden Institution erschweren effektives Vorgehen. Vor allem die großen EU Staaten priorisieren ihre nationale Außenpolitik und sind nur bedingt bereit, im Rahmen der gemeinsamen Institutionen zu agieren. Zwar haben die Reformen des Lissaboner Vertrags (2009) gewisse Fortschritte gebracht, die vom ehemaligen Kommissionspräsidenten Jean-Claude Juncker geforderte „Weltpolitikfähigkeit“ ist noch nicht in Sicht.

Weit besser als für die Geopolitik eignet sich die EU für Geoökonomie. Hier kommen die Marktmacht und die finanzielle Stärke der Union voll zum Tragen. Die Union

bleibt der wichtigste Exporteur von globalen Normen und Standards. Sie verfügt über eine starke Stellung in multilateralen Institutionen. In diesen Bereichen wird mit Mehrheit entschieden und die Europäische Kommission mit ihrer enormen Expertise und Kapazität übernimmt den führenden Part.

Auch in diesen Bereichen findet gegenwärtig ein Umdenken statt. Die traditionelle Handelspolitik der EU ging von einer „win-win“ Situation aus, in der das freie Spiel der Wirtschaftsakteure zu positiven Ergebnissen für alle Seiten führen wird. In der heutigen von Großmachtrivalität geprägten Welt, werden auch die Wirtschaftsbeziehungen im Dienst geopolitischer Interessen instrumentalisiert. Die gegenwärtige russische Energiepolitik ist hier ein gutes Beispiel. Daher muss auch die Außenwirtschaftspolitik der EU robuster gestaltet werden. Einseitige Abhängigkeiten (wie zum Beispiel die von China bei den Seltenen Erden) müssen abgebaut und Lieferketten diversifiziert werden. Durch gezielte Industriepolitik müssen Kapazitäten in sensiblen Bereichen wie Halbleiter oder Batterien aufgebaut werden.

Der Rückfall in die Machtpolitik und die veränderte globale Konstellation haben eine realpolitische Wendung in der EU Außenpolitik erzwungen. Die idealistische Komponente ist dadurch allerdings nicht völlig verschwunden. Das Engagement für Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und Menschenrechte wird weitergeführt, auch wenn die Bedingungen dafür schwieriger geworden sind. Es gibt internationale Institutionen und Verträge, die auf diesen Prinzipien aufbauen und zahlreiche Länder in allen Teilen der Erde sind denselben Werten verpflichtet. Durch starke Partnerschaften mit gleichgesinnten Ländern und durch Nutzung der nach wie vor beträchtlichen Einflussmöglichkeiten Europas kann es gelingen, ein weiteres Abgleiten der Welt in Richtung immer schärferer Großmachtrivalität zu verhindern und die Fundamente einer liberalen Ordnung zu bewahren und auch wieder zu festigen. Voraussetzung dafür ist allerdings, dass die Mitgliedstaaten der EU stärker zusammenrücken und solidarischer agieren als dies in den letzten Jahren der Fall war.

Stephan Lehne ist ehemaliger österreichischer und EU Diplomat sowie derzeit Mitarbeiter der Denkfabrik Carnegie Europe und Lektor an der Diplomatischen Akademie in Wien. Seine Forschung konzentriert sich auf die Entwicklung der EU-Außenpolitik nach dem Vertrag von Lissabon, mit besonderem Schwerpunkt auf die Beziehungen zwischen der EU und ihren Mitgliedstaaten.



Foto: privat

Absorbierte Kriegswunden im Frieden des Waldes

Alois Kölbl im Gespräch mit der Künstlerin Anita Fuchs

Bereits seit vielen Jahren betreibt Anita Fuchs die Beschäftigung mit Natur als künstlerische Forschungsarbeit, in dem sie in Langzeitprojekten mit Expert*innen aus verschiedensten Fachbereichen zusammenarbeitet und natürliche Abläufe mit gesellschaftspolitischen Entwicklungen verknüpft. Ausgangspunkt ist die Faszination eines Erfahrungsraumes, den der Mensch seit Jahrhunderten oft rücksichtslos ausbeutet, in dem er aber möglicherweise selbst irgendwann nicht mehr vorkommen wird. Alois Kölbl hat mit ihr über ein ungewöhnliches Fund-Objekt in ihrer Ausstellung „Natural History Museum“ in der QL-Galerie gesprochen, in dem im Frieden des natürlichen Ökosystems Wald menschliche Kriegsgeschichte dauerhaft wie in einem stillen Mahnmal gespeichert ist.

Unmittelbar nachdem du im Herbst von deinem Stipendiaufenthalt aus New York zurückgekehrt bist um deine Ausstellung bei uns in der QL-Galerie aufzubauen, bist du zunächst für ein paar Tage in den Wald gegangen. Was bedeutet Wald für dich?

Wald ist für mich Ruhe und Frieden, ein Ort der Kontemplation. Nach den Erfahrungen der Hektik und des ruhelosen Getriebes einer Großstadt in New York war das für mich einfach dringend notwendig. Es war wirklich der erste Weg für mich, noch bevor ich eine Stadt oder auch nur ein Haus betreten hatte, direkt in den Wald zu fahren. Ein paar Stunden mit einer Decke im Wald zu liegen, das war schon Wochen vorher mein Plan gewesen. Leider hat es dann geregnet, und ich bin einfach nur gegangen. Das war aber auch sehr schön.

Ein Stück in deiner Ausstellung stammt direkt aus dem Wald. Es ist ein Eichenkeil mit einer schwarzen Färbung an der Oberfläche. Was hat es damit auf sich?

Dieses Eichenholzstück stammt von einem Baum, der von Granatsplittern getroffen wurde. Man findet solche Stücke immer wieder entlang von Kampflinien ehemaliger Kriegsgebiete. In diesem Fall handelt es sich um ein im Zweiten Weltkrieg umkämpftes Waldstück. Für mich ist das etwas, mit dem ich seit meiner Kindheit vertraut bin. Mein Vater war Fassbinder

und hat uns Kindern immer wieder erzählt, dass Holzstücke aus der Gegend von Straden, die er für seine Arbeit verwendete, unter anderem an diesen schwarzen Verfärbungen zu erkennen seien. Die Säfte, die am lebenden Baum auf- und absteigen, transportieren Minipartikel des Eisens der Granaten mit und wegen des Tannins, der Gerbsäure über die die Eiche verfügt, oxidiert das an der Oberfläche und zeigt an der Schnittstelle diese charakteristische Verfärbung. Das ist nur bei der Eiche der Fall, bei anderen Baumarten gibt es dieses Phänomen nicht. Als Resa Perntaller und ich als Kollektiv RESANITA für ein Kunstprojekt eingeladen waren, bei dem es um Kriegserinnerung und – aufarbeitung in der Südoststeiermark ging, griffen wir meine Kindheitserinnerungen auf und begannen mit Recherchearbeiten im dortigen Wald. Von einem Holzarbeiter erfuhren wir von den sogenannten „Splitterbäumen“, die wir dann mit einem Metalldetektor zu orten versuchten. Tatsächlich haben wir damals so einen Baum gefunden. Einige Jahre später war ich dann alleine unterwegs im Wald in dieser Gegend unterwegs als gerade Bäume gefällt wurden. Beim Fällen schneidet man zuerst Keile aus den Stämmen, bevor man den Schnitt durch den ganzen Stamm macht. Diese Holzkeile bleiben in der Regel einfach im Wald liegen. Damals habe ich einige Keile mit diesen Schwarzverfärbungen entdeckt und mitgenommen. Für die Ausstellung habe ich dann einen Eichenkeil mit anderen Fundstücken kombiniert.

Alle Objekte, die wie in einem Museum in Schaukästen arrangiert waren, habe ich nachbearbeitet und ergänzt: ein Kuhhorn nachgebogen, eine gefundene Rinde bepflanzt, zu einem Tonkrug eine Keramikstück gefügt. Den Eichenkeil habe ich nur geschliffen und ansonsten un bearbeitet belassen, dann aber wie die anderen Objekte wie eine Skulptur präsentiert. Auf dem Sockel lag nun ein natürliches Objekt aus einem friedlichen Waldstück, dass die zerstörerische Kriegsgeschichte scheinbar absorbiert und als verinnerlichte Kriegswunden nach Jahrzehnten wieder freigelegt hat. Für mich war dabei besonders erschreckend, dass der Krieg ganz real bereits wieder in Europa, in der Ukraine wütete, während ich eine Erinnerungsarbeit zeigen wollte. Die Geschichte scheint uns auf unbarmherzige Weise wieder einzuholen, obwohl wir noch immer damit beschäftigt sind, sie aufzuarbeiten. Es ist einfach so absurd, dass so etwas heute in Europa wieder möglich ist.

Du präsentierst diese von dir gefundenen Objekte wie Museumsstücke ...

Ja, ich wollte damit in gewisser Weise eine Zukunftsperspektive einnehmen, mit einem Blick, der wie auf Erinnerungsstücke zurückschaut. Mir geht es dabei vor allem darum, wie wir Menschen Ökosysteme systematisch zerstören und manches nur mehr im Museum zu sehen sein wird, weil es real in unserem Lebensraum nicht mehr existiert.



Anita Fuchs, O.T. (Eichenkeil geschliffen/Detail), 2022. © Bildrecht Wien

Traust du der Kunst diesbezüglich auch zu, etwas im Bewusstsein der Menschen bewirken zu können?

Ich will einfach nur etwas zeigen. Das sehe ich als die Hauptaufgabe der Kunst. In diesem Fall geht es darum,

den Zusammenhang von Mensch und Natur aufzuzeigen. Vielleicht geht es auch mehr darum, ein Gefühl, Emotion hervorzurufen und damit mit anderer Intensität einen Nachdenkprozess in Gang zu setzen als dies mit intellektuellen oder wissenschaftlich-rationalen

Mitteln möglich wäre. Da geht es zum Beispiel auch um das Staunen vor einem Wespennest, das ich an einem der Sockel angebaut habe. Eigentlich etwas sehr Einfaches und doch etwas, das mich selber und viele Betrachter*innen immer wieder zum Staunen bringt.

Über Friedensstiftung

Das Ineinander von Wissenschaft, Politik und der Realität vor Ort
Von Maria-Bernadette Prassl

Die nachhaltige Friedensförderung besitzt vielschichtige Komponenten. Eine Frage, die in der jetzigen Zeit relevant erscheint ist: Was kann man persönlich zum Frieden in der Welt beitragen? Hier ist zu sagen, dass es sich im Grunde um eine innere moralische Einstellung und auch Ausrichtung handelt, die den Frieden zu fördern im Stande ist. Blickt man auf das Verständnis der United Nations von Friedens(auf)bau („Peacebuilding“), dann erschließt sich sogleich ein breites Spektrum an interessanten Initiativen. Ein Aspekt, auf den hingewiesen werden sollte, ist der folgende: Es gibt heutzutage, im Besonderen wenn man auf die Ukraine blickt, immer noch viele Länder, die aus Konflikten hervorgegangen sind oder die sich in überlebensentscheidenden politisch/kriegerischen Auseinandersetzungen befinden. Die Definition von Frieden beinhaltet deshalb eine Grundstruktur, die es nicht nur intellektuell auszulegen gilt, sondern welche über die Zeit hinweg Wandlungen erfahren hat. Es gibt laut der UN sogenannte „Peacebuilder“. Solche Menschen beschäftigen sich in der momentanen Situation, beispielsweise im Fall der Ukraineinvasion, mit der Frage nach Nachhaltigkeit von Frieden. Nicht nur, weil Friedensforschung ein akademischer Gegenstand ist und die Wissenschaftlichkeit der vielschichtigen Dimensionen von Frieden erforscht werden muss, sondern auch, weil es sich beim Aufbau und beim Erhalt von Frieden um etwas Alltägliches handelt, sollte es praktische Anleitungen geben.

Wissenschaft und Frieden

Johan Galtung, der norwegische Mathematiker, Soziologe und nicht zuletzt Politologe war es, der das erste Institut für Friedensforschung in Europa im Jahre 1959 gründete. Ihm und seinen Lehren folgten außerdem die Forschungsergebnisse und institutionellen Versammlungen über Frieden an der Universität Graz, welche in den 1980er Jahren von den Philosophen und Universitätsprofessoren Peter Payer, Johann Götschl, Reinhard Kamitz, Kurt Salamun und einigen mehr getragen wurden.

Peacebuilding ist demnach eine Bemühung der Manifestation von Frieden auf dem Fundament von Wissenschaftlichkeit. Dennoch ist die Definition von Frieden mit unterschiedlichen Meinungen Gegenstand von eigenen Auslegungen bzw. Interpretationen. Der Begriff im Sinne

der Institutionalisierung von Frieden wurde von Beginn an durch Johan Galtung geprägt, der in erster Linie die Schaffung friedensfördernder Strukturen in den Vordergrund zu rücken bemüht war. Deshalb ist auch heute noch, um nachhaltigen Frieden zu erreichen, die Erkenntnis der Grundursachen von Unfrieden unerlässlich.

Peacekeeping, Peacemaking, Peacebuilding

Peacebuilding als Konzept wurde durch Boutros Boutros-Ghali und von den Vereinten Nationen als unverzichtbar festgesetzt. Es handelt sich bei diesem Konzept um einen theoretischen Bericht, der die Friedensförderung als Maßnahme zur Manifestation von Frieden erachtet.

Die Unterstützung von friedlichen Zuständen auf internationaler Basis beinhaltet auch, den Rückfall in Konflikte zu vermeiden und dessen Gefahren wissenschaftlich zu kennen. Im Jahr 2000 gab es darüber hinaus einen Bericht über die UN-Aktivitäten, die bemüht waren, konkrete Werkzeuge der Friedenshilfe als Stiftung von zumindest einem negativen Verständnis von Frieden, nämlich der Abwesenheit von Krieg, zu benennen.

Wenn es um den Frieden gesamtweltlich gesehen geht, so ist die Weiterentwicklung nie zur Gänze beendet. Wie bereits erwähnt, gibt es in der heutigen Zeit viele Länder, die Friedensförderung benötigen.

Der UN-Generalsekretär hat die Initiative der Friedensförderung folgendermaßen in eigenen Worten erklärt:

„Peacebuilding beinhaltet eine Reihe von gezielten Maßnahmen, das Risiko eines Konflikt(rück)falls zu verhindern [...] durch Stärkung nationaler Kapazitäten auf allen Ebenen, zur Konfliktbewältigung und die Grundlagen für nachhaltigen Frieden zu legen.“ Die UN erklärt außerdem, dass die Strategien zur Friedenswertschätzung kohärent sein sollten und auf die spezifischen Bedürfnisse der drei Ansätze von Johan Galtung rekurrieren. Drei Ansätze zum Frieden nach Galtung 1976 sind (1) Peacekeeping, (2) Peacemaking, (3) Peacebuilding.

Wenn man den Konflikt zwischen Russland und der Ukraine betrachtet, so lässt sich vor allem eines erkennen: Die Entwicklung der Friedensförderung für diese Länder basiert auf dem nationalen Eigentum. Die Priorität, welche

den Aktivitäten für die drei Ansätze von Galtung eingeräumt werden sollte, liegt vor allem in der Umsetzung bei (Hilfs)organisationen, wie der UN.

Wann die Nachkriegszeit in dem Krieg zwischen Russland und der Ukraine eintreten wird, ist fraglich. Nachkriegszeiten werden jedenfalls in den meisten Ländern von politischer Unsicherheit getragen. Dort knüpfen aktive Friedensprozesse an, denn sie sind durch die Weiterentwicklung von Ländern auf humanitärer Ebene an einer Aufrechterhaltung des Friedens interessiert. Regressionsphasen in der Friedensumsetzung sind in der Übergangspolitik von kriegserschütterten Ländern immer wieder zu finden, denn Vereinbarungen sind oftmals nur an potentielle Wahlen gebunden. Gibt es neugewählte Vertreter, so übernehmen diese ihre Funktionen und müssen sich das Vertrauen der Bevölkerung erst wieder aufbauen. Außerdem sollte man nicht vergessen, dass der Erfolg von nachhaltiger Friedensförderung von politischen Entscheidungen des betroffenen Landes und der gesamten internationalen politischen Entwicklung abhängig ist: Am Frieden beteiligt sind auf nationaler und lokaler Ebene Regierungen, Gemeinden, Freiwillige u.v.m. Effektive Führungsmaßnahmen für den Frieden durch nationale Regierungen und durch die UN verfügen meist über weitreichende Ressourcen wie Humankapital oder Geberfinanzierung.

Peacebuilding als Prozess

Dennoch kann man das Problem noch aus einem anderen Blickwinkel betrachten: Frieden wird meist nicht von einem Tag auf den anderen geschaffen. Die Ukraine stellt derzeit ein unsicheres Umfeld dar, wenngleich vor allem die politischen Bemühungen nicht abreißen. Deshalb erscheint ein fragiles Land durch internationale Beziehungen in einem herausfordernden Umfeld stark. Die Förderung von Verteidigung für den Frieden ist ein heikles Thema, welches am Finanzierungsbedarf liegt. Die Anzahl der Beteiligten für die Ukraine scheint beträchtlich zu sein: Spricht man also vom ukrainischen Beispiel an Prioritäten und Zielen für den Frieden, so sind Erwartungen der Menschen wahrscheinlich an die offensichtlichen Vorteile des Friedens auf internationaler Ebene hoch. Die finanzielle Herausforderung des Friedens kann entstehen, wenn die humanitäre Hilfeleistung sich aufgrund der Tatsache erschöpft, dass ausgewachsene Entwicklungshilfe nicht oder noch nicht vorhanden ist.

Oftmals kommt es laut UN zu Fällen, wo individuelle Spender nicht bereit sind, kritische, hochriskante Aktivitäten der Politik zu finanzieren. Sicherheit ist ein Element, welches ein kriegsgerütteltes Land am meisten braucht: Zeitnahe, strategisch ausgerichtete Finanzmittel und Unterstützung bei kritischen Bemühungen zur Friedenskonsolidierung sind von großer Bedeutung.

Ebenso relevant für das Thema der konkreten Friedensstiftung sind die Fragen von (1) einer grundlegenden Identifizierung lokaler Bedürfnisse, (2) das Verfassen von Projektvorschlägen im Rahmen einer kohärenten Friedensförderung, und nicht zuletzt (3) eine Strategie und die schnelle Sicherung der Finanzierung.

Dies sind große Herausforderungen für Post-Konflikt-Länder, denn erst nach einem Konflikt werden für gewöhnlich Friedensabkommen unterzeichnet, wenngleich die Bevölkerung oftmals sofortige Ergebnisse erwartet. Es ist wichtig hinzuzufügen, dass nationale Akteure in der Lage sind, Vertrauen im Friedensprozess zu schaffen.

UN-Vertreter sind gefragt, relevante Prozesse der Friedensstiftung in Gang zu setzen, so dass hinsichtlich der unmittelbaren Nachwirkungen von Konflikten eine Entwicklung durch Strategie und Aktionsplan mit Schwerpunkt auf nationalen Prioritäten sichergestellt ist. Die angemessene Abfolge von gezielten Bemühungen sowie eine klare Skizzierung der Rollen von Verantwortlichen eröffnen dadurch ein breites Spektrum der vielen Dimensionen des Friedens.

Die UN-Leiterin des Peacebuilding, Judy Cheng-Hopkins, führt außerdem an, dass nationale Kapazitätsentwicklung im Mittelpunkt aller internationalen Friedensbemühungen stehen sollte. Alle UN-Initiativen unterstützen deshalb die Entwicklung der nationalen friedensfördernden Kapazitäten. Das ist vor allem am Anfang eine Herausforderung, denn der Frieden nach einer Waffenruhe ist brüchig und nationale Kapazität müssen aus der Verdrängung hervorgeholt bzw. ermutigt werden. Dennoch ist man davon überzeugt, dass sich Friedensförderung proaktiv auf den Aufbau nationaler Kapazitäten konzentrieren kann. Dies ist schließlich ein Grundbaustein der Nachhaltigkeit von Frieden. Das lässt uns annehmen, dass ein inklusives Verständnis von Frieden viele verschiedenste Akteure mit sich bringt. Daher bemüht man sich sowohl um die Wahrung des Gleichgewichts als auch um Kompromisse im Rahmen einer kohärenten Friedensstrategie.

Maria-Bernadette Prassl studierte Philosophie an der Universität Graz. Derzeit führt sie ihre Studien als Doktorandin am Institut für Philosophie an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Graz fort. In ihrer Dissertation setzt sie sich mit der interdisziplinären Friedens- und Konfliktforschung an der Universität Graz auseinander.



Foto: privat



Jerusalem

Wie in einer Negativcollage zeigt sich im Foto von Christoph Grill ein Christusbild an einer Tür im christlichen Viertel von Jerusalem, das offensichtlich bewusst heruntergerissen wurde und wie vieles andere im Land in der Zeit vor Weihnachten auf besonders schmerzliche Weise vom Unfrieden und den Spannungen zwischen nationalen, kulturellen und religiösen Gruppen und Richtungen zeugt.

Die Ausstellung „Christoph Grill, Outskirts, Outposts, Outland(s)“ des Afro-Asiatischen Instituts in der QL-Galerie ist noch bis 8. JAN 2023 zu sehen.

Christoph Grill, Jerusalem, 2022. © Bildrecht Wien

Nicht Frieden, sondern das Schwert (Matthäus 10,34)

Realismus und Radikalität des Jesus von Nazaret
Von Christoph Heil

Im Folgenden soll gefragt werden, was Jesus der Friede wert war. Wir sichten dafür die ersten drei Evangelien, die die beste Grundlage für die Frage nach dem historischen Jesus bilden. Das Johannesevangelium überliefert zwar auch Aussagen zum Frieden, den Christus gibt (Joh 14,27; 16,33); diese Texte verdanken sich allerdings ganz der theologischen Gestaltung des Evangelisten.

Aufruf zum Frieden im Blick auf Gott

Der erste Eindruck bestätigt das allgemeine Bild von Jesus als einem Pazifisten. Das ist auch zutreffend, denn grundsätzlich vertritt Jesus ein Ethos des radikalen, gewaltlosen Friedens. Es geht ihm darum, mit prophetischen Zeichenhandlungen – ohne Rücksicht auf eigene Verluste! – die Spirale der Gewalt zu durchbrechen. So heißt es in der Bergpredigt: „Leistet dem, der euch etwas Böses antut, keinen Widerstand, sondern wenn dich einer auf die rechte Wange schlägt, dann halt ihm auch die andere hin! Und wenn dich einer vor Gericht bringen will, um dir das Hemd wegzunehmen, dann lass ihm auch den Mantel! Und wenn dich einer zwingen will, eine Meile mit ihm zu gehen, dann geh zwei mit ihm! Wer dich bittet, dem gib, und wer von dir borgen will, den weise nicht ab!“ (Mt 5,39-42 / Lk 6,29-30).

Dieser radikale Verzicht auf das eigene Recht wird dann in Mt 5,44-45.48 (parallel in Lk 6,27-28.35c-d.36) zugespitzt und begründet: „Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen, damit ihr Kinder eures Vaters im Himmel werdet; denn er lässt seine Sonne aufgehen über Bösen und Guten und er lässt regnen über Gerechte und Ungerechte. [...] Seid also vollkommen, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist!“ Die Überschreitung einer vernünftigen Gegenseitigkeitsethik – ich tue dem Guten, von dem ich ebenfalls Gutes erwarten kann – wird durch das Vertrauen auf einen universalen Gott begründet, der *allen* Gutes tut, auch den Bösen und Ungerechten. Wer Güte und Barmherzigkeit von Gott erfahren hat, soll dies auch jenen weitergeben, von denen er das selbst nicht zurückerwarten kann.

Dieser in Gottes universaler Güte begründete Pazifismus kann auch Nachteile in Kauf nehmen, da er Gott auf seiner Seite weiß. Wer auch die liebt, die einen selbst

nicht lieben, kann als Ausgleich auf den göttlichen Lohn bauen (Mt 5,46 / Lk 6,32).

In dieser Logik verbietet Jesus den Jüngern, die er aussendet, einen Stock zur Verteidigung mitzunehmen (so Mt 10,10 und Lk 9,3; anders Mk 6,8: „nur einen Stock“). Die Gesandten sollen die nahe Königsherrschaft Gottes verkünden, Kranke heilen (Mt 10,7-8 / Lk 10,9) und Frieden bringen (Mt 10,12-13 / Lk 10,5-6). Bei seiner Verhaftung leistet Jesus keine Gegenwehr – anders als einer seiner Jünger, der das Schwert zog und einem der Sklaven des Hohenpriesters das Ohr abhieb (Mk 14,47). Matthäus erweitert diese Geschichte durch ein programmatisches Wort Jesu: „Alle, die zum Schwert greifen, werden durch das Schwert umkommen“ (Mt 26,52). Lukas unterstreicht die Gewalt ablehnende Haltung Jesu dadurch, dass er Jesus das Ohr des Sklaven berühren und ihn heilen lässt (Lk 22,51).

In ihrer weiteren Ausgestaltung der Jesusüberlieferungen betonen die Evangelisten die pazifistische Haltung Jesu sehr stark. Man sieht hier recht gut, dass die Redaktion der Evangelisten viel häufiger bekräftigende Zustimmung als Korrektur der Tradition bedeutet.

Der vom Blutfluss geheilten Frau sagt Jesus in Mk 5,34: „Geh in Frieden!“ In Mk 9,50 mahnt der markinische Jesus: „Haltet Frieden untereinander!“ In Mt 5,5 preist der matthäische Jesus die „Sanftmütigen“ selig, „denn sie werden das Land erben“. „Sanftmütig“ darf in diesem Kontext nicht als milde Passivität missverstanden werden. Es geht dabei um die kreative und mutige Gewaltlosigkeit, wie sie auch Mahatma Gandhi gelebt hat. In Mt 5,9 heißt es: „Selig, die Frieden stiften; denn sie werden Kinder Gottes genannt werden“.

Ein besonders starkes Interesse am Motiv des Friedens hat der Evangelist Lukas. So endet z. B. das *Benedictus* mit der Prophezeiung, dass Jesus unsere Schritte „auf den Weg des Friedens“ lenkt (Lk 1,79). In seiner Weihnachtsgeschichte lässt Lukas die himmlischen Heerscharen den „Frieden auf Erden“ verkünden (Lk 2,14). Kurz vor dem Einzug in Jerusalem lässt er die Schar der Jünger rufen: „Im Himmel Friede und Ehre in der Höhe!“ (Lk 19,38). Für den dritten Evangelisten bleibt allerdings diese

Friedenszeit auf die irdische Wirksamkeit Jesu beschränkt; kurz vor seiner Gefangennahme sagt der lukanische Jesus: „Jetzt aber soll der, der einen Geldbeutel hat, ihn mitnehmen und ebenso die Tasche. Wer dies nicht hat, soll seinen Mantel verkaufen und sich ein Schwert kaufen“ (Lk 22,36). Hier wird der Pazifismus Jesu für die Zeit der Kirche als nicht mehr weiter relevant erklärt. Ob das im Sinne Jesu ist, muss doch sehr bezweifelt werden.

Ein realistischer Pazifist

Richtig ist in jedem Fall, dass Jesus kein Trautänzer war. Sein Pazifismus ist nüchtern und realistisch. Er weiß, dass der Mensch das Gute wählen kann, ist aber nicht überrascht, wenn Menschen statt des Friedens den Krieg wählen. Das lehrt die Erfahrung, die schon der Prophet Jeremia teilte: „Sie sagen: Frieden! Frieden! – Aber da ist kein Friede“ (Jer 6,14). Als Jesus die Stadt Jerusalem sah, lässt ihn der Evangelist Lukas weinen und sagen: „Wenn doch auch du an diesem Tag erkannt hättest, was Frieden bringt. Jetzt aber ist es vor deinen Augen verborgen“ (Lk 19,42).

Jesus hat mit großer Klarheit die Schwäche des Menschen gesehen, der sich der von Jesus verkündeten Güte und Barmherzigkeit Gottes verweigert. Von daher stellt er bitter-ironisch in Mt 10,34-35 (vgl. Lk 12,51-53) fest: „Denkt nicht, ich sei gekommen, um Frieden auf die Erde zu bringen! Ich bin nicht gekommen, um Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, um den Sohn mit seinem Vater zu entzweien und die Tochter mit ihrer Mutter und die Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter.“ Jesus sieht, dass seine Botschaft keinen Frieden, sondern stattdessen Spaltung bringt. Dieser Umstand wird unter Aufnahme von Micha 7,6 als Krisen-Phänomen der Endzeit gedeutet, als Phänomen des Endes der alten Welt und des Beginns der Königsherrschaft Gottes. Auch Kriege und Naturkatastrophen wurden im antiken Judentum wie im Neuen Testament (z.B. Mk 13,8) als Zeichen des beginnenden Endes dieser Welt gesehen.

Auch Jesus selbst war nicht immer so liebe- und friedvoll, wie er es selbst fordert. Die prophetische Zeichenhandlung im Tempel (Mk 11,15-19), als Jesus symbolisch, aber doch handgreiflich und unübersehbar den Tempelbetrieb störte, ging wohl nicht ohne Gewalt ab. Seine verletzende und herabwürdigende Polemik gegen die Pharisäer und Gesetzeslehrer (Mt 23,1-36 / Lk 11,39-52) kann nicht beschönigt werden. Das zeigt, dass Jesus kein lupenreiner Pazifist war und für seine Botschaft von der hereinbrechenden Königsherrschaft Gottes auch bereit war, verbale wie körperliche Gewalt einzusetzen.

Ausblick

Zeiten von Krieg und Angst fordern ChristInnen heraus, das eigene Denken und Handeln an der Botschaft Jesu auszurichten und sich mit den Evangelien zu beschäftigen. Man findet hier keine neuen ethischen Normen; Jesus hat keine systematische Ethik des Friedens formuliert. Aber er hat ein Ethos beschrieben, das ganz von seinem Vertrauen auf den königlichen-mächtigen und gleichzeitig väterlich-liebenden Gott geprägt ist. Dieses Vertrauen gibt den Handlungsanweisungen Jesu Form und Motivation.

Im Ethos Jesu ist Frieden ein sehr hoher, aber kein absoluter Wert, der kompromisslos durchzusetzen wäre. Der Wert des Friedens bemisst sich für ihn daran, inwieweit er der beginnenden königlichen Herrschaft Gottes entspricht. Wie in Psalm 85,11 muss für Jesus der Frieden eingebettet sein in Barmherzigkeit, Vertrauen und Gerechtigkeit.

Er sieht, dass das Evangelium in Familien auch Unfrieden und Entzweigung stiften kann, wenn ein Teil sich dazu bekennt und der andere Teil es ablehnt. Dies muss ausgehalten werden, da die Frohe Botschaft zur Entscheidung ruft und zur Unterscheidung führt.

Aus heutiger Sicht zu bedenken ist außerdem, dass Jesus seinen auf das eigene Wohl nicht achtenden Pazifismus eschatologisch und individuell verstanden hat. Seine gespannte Erwartung des Einbrechens der Königsherrschaft hat ein teilweise schonungsloses Ethos hervorgebracht, das in unsere heutigen Kontexte zu transformieren ist. Ebenso wichtig ist es zu beachten, dass Jesus kein Ethos für eine große Kirche oder ganze Gesellschaften entwickelt hat. Er wick als Einzelner, als „Eunuch um des Himmelreiches willen“ (Mt 19,12), seiner Festnahme und Hinrichtung nicht aus. Für Menschen mit Verantwortung für eine Familie stellt sich z. B. deutlicher die Frage, ob man bis zum Letzten gehen darf.

Alle, die sich auf Jesus berufen, stellt er vor die Aufgabe, die friedlose Welt realistisch zu sehen und im Vertrauen auf Gott dem Frieden so radikal und kreativ wie möglich Raum zu schaffen.

Christoph Heil studierte Theologie in Fulda, München, Washington, D.C. und Bonn. Nach seinen Tätigkeiten als wiss. Mitarbeiter an der Universität Bamberg und nach Lehrstuhlvertretungen in München und Frankfurt a. M., wurde er 2004 als Professor für Neutestamentliche Bibelwissenschaft an die Universität Graz berufen.



Foto: Furgler



Häuserfronten wie offene Wunden

Schon seit vielen Jahren beschäftigt sich der Künstler Wolfgang Grinschgl mit Innenleben und Gefühlswelten, die sich an der äußeren Erscheinung zeigen. In einem Langzeit-Zyklus geschieht dies immer wieder in Auseinandersetzung mit seinem eigenen Porträt. In einer neuen Werkserie zeigt er ein ganz anderes Innen und Außen: Berührt von Kriegsreport-Bildern aus der Ukraine sampelt er Fotomaterial zerbombter Häuser, in denen durch Bombentreffer weggesprengte Außenmauern immer wieder das ehemals private, häusliche Innere wie eine klaffende, offene Wunde bloßlegen. Der Krieg dringt gnadenlos ein in zivile Privatwelten, das bizarre Miteinander von Zerstörung und ehemals friedvollem häuslichem Alltag nährt die Sehnsucht nach Bemühungen um Frieden.

Wolfgang Grinschgl, Wiederaufbau (Detail), 2022. © Grinschgl

Einwürfe

Religion und Friede?
Von Amin Reyhani

„Friedenswert“ – eine interessante Wortkonstruktion. Wenn man die Bedeutung der beiden Worte „Frieden“ und „Wert“ näher durchdenkt, ergeben sich gleich auf den ersten Blick viele Zusammenhänge. Frieden kann für sich schon als Wert gesehen werden. Und Frieden hat seit den Urzeiten der Menschheitsgeschichte einen besonderen Wert für die Gesellschaft, vor allem deshalb, weil sich in Friedenszeiten – durch das Fehlen der Bindung wertvoller menschlicher Kapazitäten an die Kriegsmaschinerie – Zivilisation wesentlich schneller entwickeln konnte.

Andererseits stellt sich die Frage, ob sich durch die Entwicklung und Förderung von Werten, allen voran durch die Friedensethik der Weltreligionen, der Weltfriedensindex immer direkt proportional entwickelt hat. Als Nicht-Historiker kann ich hier wahrscheinlich kein umfassendes Bild liefern, allerdings kommen einem bei geschichtlichen Ereignissen wie den Kreuzzügen, der Inquisition oder dem heiligen Krieg doch berechtigte Zweifel. Nicht selten bildeten gerade aus der Religionsethik abgeleitete und übernommene Werte, wie Gottesglaube, Freiheit oder Treue, die Ursache für die teils grausamsten Ereignisse in der Menschheitsgeschichte. Letztlich stand fast jeder Krieg in irgendeiner Form mit dem Thema Religion im Zusammenhang – denken wir z. B. an den Holocaust im 2. Weltkrieg.

Wäre eine religionsbefreite Menschheitsgeschichte also etwa friedlicher gewesen als die traurige Realität der Geschehnisse, die uns allen bekannt ist? Hier, denke ich, muss man etwas tiefer schürfen, um zu erkennen, dass das angeblich religionsbasierende, wertekonkludente Verhalten der Protagonisten von Unruhen und Kriegen zwar auf den ersten Blick schlüssig erscheinen mag, bei näherer Betrachtung stellen sich diese allerdings oftmals als Teilwahrheit, als gut ausgedacht Konstrukt bzw. eigenmächtige Interpretation religiöser Wertlandschaft heraus. Die ursprüngliche, wahre Bedeutung bestimmter religiöser Grundsätze wird jedoch oft bewusst ausgeklammert, meist um die ungebildete Masse für die Zwecke der Kriegstreiber

zu missbrauchen. So benutzten z. B. auch die Alliierten im 2. Weltkrieg das Motiv des Heiligen Krieges. Der britische Außenminister Lord Halifax erkannte im Dritten Reich eine Gefahr für das Christentum und propagierte den Heiligen Krieg („Holy War“) gegen das Deutsche Reich.

Wäre es aber nicht ein seltsames Paradoxon, dass gerade Religion Ursache für Krieg sein soll, da doch alle Religionsstifter übereinstimmend für Ruhe, Frieden und Sicherheit eintraten? Es liegt also offensichtlich an jenen Menschen, die religiöse Wahrheiten absichtlich oder unabsichtlich fehldeuten, wenn Religion zu kriegerischem Handeln führt.

In den Bahá'í-Lehren findet man ein dazu passendes Zitat: „Die Religion sollte alle Herzen vereinen und Krieg und Streitigkeiten auf der Erde vergehen lassen, Geistigkeit hervorrufen und jedem Herzen Licht und Leben bringen. Wenn die Religion zur Ursache von Abneigung, Hass und Spaltung wird, so wäre es besser, ohne sie zu sein, und sich von einer solchen Religion zurückzuziehen, wäre ein wahrhaft religiöser Schritt. Denn es ist klar, dass der Zweck des Heilmittels die Heilung ist, wenn aber das Heilmittel die Beschwerden nur verschlimmert, so sollte man es lieber lassen. Jede Religion, die nicht zu Liebe und Einigkeit führt, ist keine Religion.“

Wie so oft erscheint das Thema Bildung der Schlüssel zur Lösung zu sein. Wenn religiöse Tugendlehre in ihrer tatsächlichen Bedeutung von frühem Kindesalter vermittelt werden würde, erscheint diese als unumgehbarer Ansatz für den überfälligen Beginn einer neuen, globalen Friedenskultur, die die Grundlage einer auf Sicherheit und Ordnung gegründeten Gesellschaft ist.



Ein Projekt des
Afro-Asiatischen
Instituts Graz



Foto: privat

Amin Reyhani ist als Geschäftsführer des Familienbetriebes Reyhani tätig. Als Bahá'í ist er Mitglied der jüngsten Weltreligion sowie der 1953 gegründeten Grazer Bahá'í-Gemeinde, die zurzeit aus etwa 50 Mitgliedern besteht. Kennzeichnend für die Bahá'í-Religion ist u. a. der Glaube an eine fortschreitenden Gottesoffenbarung sowie die Verwiesenheit von Religion und Vernunft. Mehr Infos zum Glauben der Bahá'í finden sich unter comunityspirit.com

Regt euch ab!

Im Umgang mit Gewalt und ihrer Darstellung muss das aufgeregte Wegschauen dem nüchternen Hinschauen weichen.

Von Harald Koberg

Einen „massiven Interessenskonflikt“, wenn nicht sogar eine „tiefgreifende Schizophrenie“ attestierte uns und der Kultur, die wir leben, der Kulturwissenschaftler Joachim Kaps bereits im Jahr 1993. Ursprung dieser ernüchternden Diagnose war seine Auseinandersetzung mit Bildern der Gewalt und unserem Umgang damit. Damals hatte gerade wieder eine Umfrage herausgefunden, dass die Deutschen „Gewalt im Fernsehen“ und „Horrorvideos“ als die wichtigsten Verursacher von realer Gewalt wahrnahmen. Vor allem war man selbstverständlich davon überzeugt, dass diesen die Verantwortung für die Verrohung der Jugend zuzuschreiben sei.

Kaps Sorge um unsere logische Zurechnungsfähigkeit ergab sich aber draus, dass er die 84 Prozent der Bevölkerung, die vom starken, negativen Einfluss medialer Gewaltdarstellungen überzeugt waren, der ebenfalls überwiegenden Mehrheit derer gegenüberstellte, die diese Gewaltdarstellungen tagtäglich konsumierten. Er resümiert sarkastisch, „dass die einzige gesellschaftliche Gruppe, die dieser inzwischen von Machern und Kritikern einhellig geforderten Abrüstung der Medien derzeit im Wege steht, die Rezipienten sind.“

Dreißig Jahre später hat sich daran wenig geändert. Abgerüstet haben die Unterhaltungsmedien ganz und gar nicht. Sie haben in einigen Bereichen Sensibilitäten entwickelt und geben jetzt etwas mehr Acht, wie sie Frauen und Minderheiten darstellen. Aber sie quellen immer noch über vor Helden, die im Namen des Guten und Schönen Gewalt ausüben, und werden vom breiten Publikum dafür gefeiert. Gleichzeitig stehen diese Medien weiterhin in regelmäßigen Abständen als Verursacher vor allem jugendlicher Gewalt am Pranger. Und dabei wird mit beeindruckender Konsequenz ignoriert, dass ebendiese Gewalt seit Jahrzehnten massiv abnimmt.

Während die Gewaltdarstellungen in Filmen, Serien und Videospielen immer expliziter werden und die Mehrheitsgesellschaft das gleichzeitig

massiv verurteilt, begeistert konsumiert und letztlich ohne echte Reflexion geschehen lässt, wird anderswo – vor allem in der Pädagogik – auf Nulltoleranz gesetzt. Da wird dann Kindern mit einem Anruf bei den Eltern gedroht, wenn sie beim Fußballspiel jemanden anschreien. Und jede Form von Gewaltdarstellungen in Erzählungen und Spielen wird vermieden; zumindest dort, wo sie offensichtlich und physisch ist. Für strukturelle Gewalt fehlen weiterhin oft die Sensoren.

Was in dieser Gemengelage vollkommen unklar bleibt, ist, wo den nun der Umgang mit Aggression und Wut gelernt wird, wo die moralischen Debatten darüber geführt werden sollen. Dass diese Emotionen grundlegend menschlich sind, scheint außer Frage. Aber Kindern wie Erwachsenen wird suggeriert, dass sie diese Gefühle am besten einfach nicht haben sollten. Zulässige Ventile gibt es kaum mehr. Außer in Form fiktionaler Gewaltfantasien und immer stärker auch in Form faktenverweigernder politischer Windmühlenkämpfe gegen abwegige Unterdrückungs- und Verdrängungsszenarien.

Möglich wird dieses Lernen wohl nur, wenn die Emotionen den Raum bekommen, den sie brauchen und die Empörung zurückgeschraubt wird; über Kinder, die schreien, über Gewaltdarstellungen, die unterhalten und über Verrohung, die gar nicht stattfindet. Dann gehen Räume auf. Solche, in denen der Umgang mit diesen Gefühlen geübt werden kann und solche, in denen fruchtbare Diskussionen stattfinden; über mögliche und unmögliche Rechtfertigungen von Gewalt, über die Trennung und die Gegenseitige Beeinflussung von Realität und Fiktion und über die Ambivalenz, mit der die meisten von uns mit dem Thema umgehen.



Foto: mrFoto

Harald Koberg, geb. 1984 in Graz. Studium der Philosophie sowie Volkskunde und Kulturanthropologie an der KFU Graz. Arbeitet als Medienpädagoge, Öffentlichkeitsreferent und Karate-Trainer.



Wolfgang Grinschgl, Zuhause, 2022. © Grinschgl

Die Ausstellung ASCHE von Wolfgang Grinschgl und Katharina Windisch wird am 11. JAN 2023 um 19:00 in der QL-Galerie, Leechgasse 24 eröffnet. Zur Ausstellung spricht Roman Grabner



Foto: Neuhold

MACHT DES FRIEDENS

Unter dem Titel *Macht des Friedens* lud die Katholische Hochschulgemeinde Graz gemeinsam mit dem Afro-Asiatistischen-Institut sowie in Kooperation mit der Universität Graz wie auch mit der KHG-Community und der zu ihrer diesjährigen Auftaktveranstaltung und eröffnete damit das neue akademische Jahr, das dem Thema *Mächte und Gewalten* gewidmet ist.

Gemeinsam mit Dr. Julia Strasheim, Konfliktforscherin der Bundeskanzler-Helmut-Schmidt-Stiftung und Univ. Prof. Dr. Thomas Gremsl, Professor für Ethik und Gesellschaftslehre an der Katholisch-Theologischen Fakultät Graz, sowie unter der Moderation von Mag. Claudia Gigler wurde erörtert, wie es in der gegenwärtigen Zeit um den Frieden steht. Julia Strasheim erschloss in ihrem Vortrag die

Komplexität von Friedensbildungsprozessen und verwies auf den ihnen innewohnenden Machtstrukturen.

Dabei benannte sie deutlich, dass die Zivilbevölkerung in kriegerischen Auseinandersetzungen die Hauptlast trägt, ihre Interessen jedoch von denen der Kriegsparteien überlagert werden. Dies stelle, so Strasheim, nicht nur ein Problem dar, insofern die Interessen der Zivilbevölkerung nicht adäquat abgebildet würden, vielmehr wirkte es einem nachhaltigen Frieden entgegen. Die Beteiligung und Partizipation der Vielen ermögliche es erst, Frieden auf Dauer zu schaffen, insofern insbesondere die Zivilbevölkerung neue Themen und Strategien einbringe sowie den Druck auf die Kriegspartei erhöhe. Zusätzlich legitimiere die Einbindung unterschiedlicher Gruppen den Prozess der

Friedensbildung selbst. Julia Strasheim betonte in diesem Zusammenhang, dass die Einbindung von Frauen ebenso unter diesen Gesichtspunkten zu verstehen sei, da diese den Krieg nicht nur anders erlebten, sondern Zugang zu gesellschaftlichen Bereichen hätten, die Männern oft verschlossen blieben, da sie eher als unparteiische Friedensstifterinnen wahrgenommen würden.

Dieselbe Logik spiegelt sich, den Ausführungen Strasheims gemäß, in der diesjährigen Verleihung des Friedensnobelpreises wider, der Personen und Organisationen aus Belarus, der Ukraine und Russland verliehen wurde, um das Engagement für die Partizipation der Zivilbevölkerung hervorzuheben.

Anschließend diskutierten Julia Strasheim und Thomas Gremsl über die Bedingungen, unter denen Frieden, vor allem in Bezug auf die Ukraine, möglich sei. Thomas Gremsl unterstrich in seinen Ausführungen in Rekurs auf die katholische Soziallehre, die Verantwortung der Einzelnen, sich in den unterschiedlichen Partizipationsmöglichkeiten einzubringen, um den »Frieden als Zielwert« zu erreichen. Dementsprechend gelte es ein Bewusstsein des Zusammenhaltens – des gesamteuropäischen Zusammenhaltens – zu schaffen, sowie in der Art und Weise der Vernetzung, die zu einem großen Teil online geschieht, aus unserer Blase auszubrechen. Nur so könne ein gesamtheitlich verantwortetes Agieren gewährleistet werden.

Julia Strasheim legte dar, dass Frieden in den meisten Fällen auf diplomatischem Wege erreicht wurde, dass Dialog jedoch die Veränderung der Narrative erfordert. Dazu ist, zuallererst die Bereitschaft der Konfliktparteien, gefordert. Letztlich zeigte sich in den Darlegungen der Diskutierenden, dass Solidarität, Partizipation und Gesprächsbereitschaft Meilensteinen des langen Weges der Friedensbildung und -erhaltung darstellen.

Mario Steinwender

AUF EINEN ESPRESSO UND EIN GUTES GESPRÄCH

Unter dem Motto „Taste and See“ waren wir zu Semesterbeginn in Kooperation mit der Initiative „Denk Dich Neu“ und der Katholischen Jugend Steiermark mit einem CAFeBIKE an der KF und KUG präsent, haben fleißig über 500 Cafés ausgegeben und eröffneten Einblicke in das breite Angebot sowie das vielgestaltige Leben der KHG: Kultur, Bildung, Einlassen auf Gespräch und Diskussion, um grundlegende existentielle, religiöse Lebensfragen aufzuwerfen.

Barbara Rutter-Wrann



Foto: KHG



Foto: KHG

FÜR DEN GUTEN ZWECK

„Aktion Herz!“ unter diesem Motte veranstalteten wir im Rahmen unseres Uni Opening Days eine Lebensmittelsammlung für bedürftige Menschen. Ein besonderes Erlebnis für die Studierenden: einerseits die Erfahrung von Großzügigkeit und Hilfsbereitschaft, andererseits der Umgang mit Zurückweisung – und trotz all dem die Freude über die vielen Lebensmittel, die in dieser kurzen Zeit gesammelt werden konnten.

Maria Patka

HELLO AND WELCOME

„It's raining men ... and women“ hat heuer das passende Lied für unsere Welcomedays in Haloze geheißt. 35 junge Menschen die neu in das QL-Studierendenheim eingezogen sind, verbrachten drei gemeinsame Tage in den slowenischen Weinbergen miteinander. Leider musste die Wanderung dieses Jahr wegen Regenwetter ausfallen. Allerdings wurde die Zeit genutzt um sich mit den neuesten Brett- und Kartenspielen, den klassischen Sommerlager-Liedern, so wie miteinander vertraut zu machen.

Brigitte Rinner



Foto: Potocnik



Foto: privat

DAS KHG_c-BIOPIC: AGNES HOBIGER

Mit einem Zuhause, „in dem ich viele neue Freunde gefunden habe“ und mit einem Ort voller „faszinierender, unterschiedlicher Persönlichkeiten, die mir alle auf ihre eigene spezielle Art etwas über den Glauben vermittelt haben“ verbindet Agnes Hobiiger die KHG, in der sie nach wie vor als Studentin, Bewohnerin, KHJlerin tatkräftig aktiv ist. Neben all diesem Engagement arbeitet Agnes als Regieassistentin im Schauspielhaus – ein Hobby, das sie sich zum Beruf gemacht hat, ein Traum, den sie sich bereits erfüllen konnte, aber wer Agnes kennt weiß, dass noch vieles Weitere darauf wartet, verwirklicht zu werden.

Als junges Mitglied in der KHG-Community bringst du immer wieder eine wesentliche Perspektive ein und baust Brücken zwischen den Generationen – vielen Dank für Deine wertvolle Arbeit, Agnes!

Mario Steinwender

JEDEM ANFANG WOHT EIN ZAUBER INNE

Hallo! Mein Name ist Mario Steinwender und ich bin seit Oktober dieses Jahres Bildungsreferent der Katholischen Hochschulgemeinde Graz sowie Chefredakteur von Denken+Glauben. Ursprünglich komme ich aus dem obersteirischen Murtal und lebe nun seit einigen Jahren in Graz. An der Universität Graz habe ich Katholischen Fachtheologie und Philosophie studiert sowie während meines Studiums an unterschiedlichen Instituten mitgearbeitet. Zurzeit konzentriere ich mich auf den Abschluss des Masters in Philosophie an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät. Wenn ich nicht gerade in Lektüre vertieft oder in Diskussionen involviert bin, genieße ich meine Freizeit mit einer Tasse Café, vorzugsweise in Gesellschaft – Gedanken lassen sich ja sehr gut im Gespräch entwickeln, wie ich finde. Dementsprechend freue ich mich, meine neue Aufgabe in einem engagierten, facettenreichen sowie begeisterten Team anzutreten und Blicke mit Spannung wie auch mit optimistischer Erwartung auf die gegebenen Möglichkeiten und auf die kommenden Herausforderungen.

Mario Steinwender



Foto: da Silva



Foto: privat

ALLES GUTE FÜR DIE NEUE AUFGABE, DANIEL PACHNER!

Nach einigen Monaten der Konzeption unserer Bildungsarbeit und zwei Ausgaben der Zeitschrift „Denken+Glauben“ hat Daniel Pachner schon wieder die Koffer seiner hauptamtlichen Tätigkeit als Bildungsreferent der KHG gepackt, weil er erfreulicherweise ein Stipendium der Österr. Akademie der Wissenschaften erhalten hat, dass diese Anstellung nicht zulässt. Dass er uns ehrenamtlich mit der Betreuung des Philosophischen Stammtisches erhalten bleibt, freut uns sehr! Für seine wissenschaftliche Arbeit wünschen wir ihm alles Gute!

Alois Kölbl

KHG gottesdienste



STUDIERENDENGOTTESDIENST IN DER LEECHKIRCHE

MI 18:00

Leechkirche, Zinzendorfsgasse 3

MESSE IN DER STADTPFARRKIRCHE

SO 18:15

Herrngasse 23

MESSE IN DER HAUSKAPELLE

DI 7:15

Leechgasse 24

In der vorlesungsfreien Zeit finden keine Gottesdienste statt!

spezielle gottesdienste



RORATE IM ADVENT

mit anschließendem Frühstück

MI 7. DEZ, 6:00

Gestaltung: Priesterseminar
Leechkirche, Zinzendorfsgasse 3

RORATE IM ADVENT

mit anschließendem Frühstück

MI 14. DEZ, 6:00

Gestaltung: TheoZentrum
Leechkirche, Zinzendorfsgasse 3

RORATE IM ADVENT

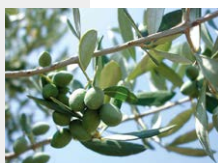
mit anschließendem Frühstück

MI 21. DEZ, 6:00

Gestaltung: Forum GWK
Leechkirche, Zinzendorfsgasse 3

Die Studierendengottesdienste um 18:00 in der Leechkirche entfallen an diesen Tagen!

spirituelle angebote



TAIZÉGEBET IN DER STIEGENKIRCHE

jeden letzten DI im Monat 19:00

Sporgasse 23a

BREAK4PRAYER

MO – FR, 12:00 – 12:10

QL Hauskapelle, Leechgasse 24

EUCARISTISCHE ANBETUNG IN DER LEECHKIRCHE

jeden FR, 20:10

Leechkirche, Zinzendorfsgasse 3

MAGIS-GRUPPE

Raum des Gespráches, des Austausches und des Gebets

Information, Anmeldung: Sr. Maria Patka sa, patka@khg-graz.at

KATHOLISCHE
KIRCHE STEIERMARK

Wir bitten Sie mittels beigelegtem Erlagschein um die Unterstützung unserer Arbeit.

Herzlichen Dank!

Katholische Hochschulgemeinde Graz

Stmk. Bank u. Sparkassen AG

Kto-Nr: 03300 700 543

BLZ: 20815

IBAN: AT312081503300700543

BIC: STSPAT2G

Verwendungszweck:

DENKEN+GLAUBEN/440020/42/913

www.khg-graz.at

Impressum

DENKEN + GLAUBEN

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

Chefredaktion:

Mario Steinwender

Redaktionsteam:

Jennifer Brunner

Agnes Hobiger

Julia Jochum

Harald Koberg

Daniel Pachner

Helga Rachi

Natalie Resch

Anton Tauschmann

Jörg Wilkesmann

Medieninhaber und Herausgeber:

Katholische Hochschulgemeinde Graz

Alois Kölbl, Leechgasse 24, 8010 Graz Tel.

0316/322628

www.khg-graz.at

Layout und Satz:

Wolfgang Rappel

Druck:

Universitätsdruckerei Klampfer,

St. Ruprecht an der Raab

Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht die Meinung der Redaktion bzw. des Herausgebers wiedergeben.

*Soweit es möglich war, hat die Redaktion die urheberrechtlichen Fragen bzgl. der verwendeten Bilder geklärt. Nicht erwähnte Inhaber*innen von Bildrechten werden gebeten, sich unter steinwender@khg-graz.at zu melden.*

Abo-Bestellung: steinwender@khg-graz.at

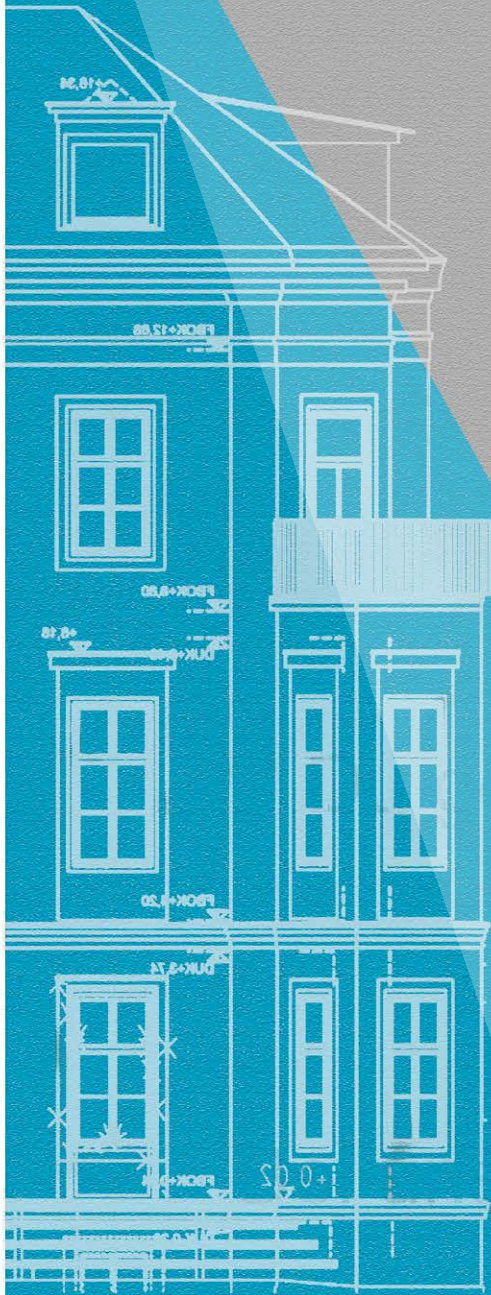
Coverfoto:

Christoph Grill, Outpost 1/Jerusalem, 2021.

© Bildrecht Wien

quartier leech

quartierleech.at



Studierendenheim
zum Wohlfühlen

Kulturelle Vielfalt
und Gemeinschaft

In unmittelbarer Nähe
zu allen Unis

aa | < k | hg



Foto: Canva

RINGVORLESUNG: ETHIK DES FRIEDENS

DI 10. JAN, 15:15 – 16:45

„Fragen einer Ethik des Soldaten“

Gastvortrag: **Militärbischof Dr. Werner Freistetter**
QL-Veranstaltungssaal, Leechgasse 24

MI 18. JAN, 18:00 – 19:30

„Klimagerechtigkeit: Grundlegend für den politischen Frieden?“

Gastvortrag: **Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Angela Kallhoff**
(Professur für Ethik mit besonderer Berücksichtigung von angewandter Ethik an der Universität Wien)
HS 47.11, Theologische Fakultät Graz, Heinrichstraße 78A

DI 24. JAN, 15:15 – 16:45

„Menschenrechte und Frieden“

Gastvortrag: **Prof. Dr. Peter Kirchschräger**
(Institut für Sozialethik, Universität Luzern; sowie beratender Experte in ethischen Fragen für int. Organisationen wie bspw. UN, UNESCO, OSZE, EU, Europarat)
HS 47.11, Theologische Fakultät Graz, Heinrichstraße 78A

Die Gastvorträge finden im Rahmen der Lehrveranstaltung „Spezialfragen Ethik und Gesellschaftslehre: Ethik des Friedens“ von **Dr. Thomas Gremsl**, Professor für Ethik und Gesellschaftslehre an der Theologischen Fakultät Graz, und in Kooperation mit dem Afro-Asiatischen Institut Graz (AAI) sowie der Katholischen Hochschulgemeinde Graz (KHG) statt.



© Grinschgl

WOLFGANG GRINSCHGL / KATHARINA WINDISCH: „ASCHE“

Ausstellungseröffnung

MI 11. JAN, 19:00

QL-Galerie, Leechgasse 24



© Grinschgl

KUNST-ASCHERMITTWOCH IN ST. ANDRÄ

MI 22. FEB, 19:00

Kernstockgasse 9



Foto: privat

JOURNALISTISCHE SCHREIBWERKSTATT

FR 24. März, 10:00 – 16:00

Der Theologe und journalistische Insider **Henning Klingen** gibt Praxistipps für das Verfassen von (wissenschafts-)journalistischen Texten.

In Kooperation mit der Katholischen Medien Akademie

Anmeldung: steinwender@khg-graz.at

John-Ogilvie-Haus, Zinzendorfsgasse 3

friedenswert

Die diesjährige Winteredition steht ganz unter dem Vorhaben nach der Werthaftigkeit von Frieden zu fragen und zu erörtern, inwieweit Frieden und Wert(e) zusammenfallen, inwieweit Frieden womöglich als eigenständiger Wert gedacht werden kann und ob Frieden nur gelingt, wenn dieser wertbasiert ist, oder ob sogar die Berufung auf Werte das friedliche Miteinander in besonderer Weise herausfordert, wenn nicht gar konterkariert. Um diesen Versuch, Frieden aus der Perspektive des Werthaften und das Werthafte aus der Perspektive des Friedens zu betrachten, prägnant in ein Wort zu bringen, lautet der Titel der vorliegenden Ausgabe „friedenswert“. Natürlich handelt es sich dabei um ein Kompositum, das sich nicht im Duden findet, sondern um einen Neologismus in Anlehnung an „liebenswert“, „bemerkenswert“ und dergleichen. Die Überlegung ist, im Spiel mit der Ambiguität dieses Satzes zu erörtern, was des Friedens Wert ist.

Mario Steinwender, Chefredakteur